
IN LVMINE TVO VIDEBIMVS LVMEN
SIGILLVM · COLLEGII · COLVMBIAE · NOVI · EBORACI
I PET II 1 2 7 V

Goethe als Erzieher

Von

Dr. Robert Zilchert

Prag

Erste und zweite Auflage



Leipzig
J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung
1921

Druck von August Pries in Leipzig.

Dem Gedächtnis

meiner lieben Eltern

Vorwort.

Die hier vorliegenden zehn Vorträge wurden unter demselben Titel im Herbste 1920 in der Prager Urania gehalten und erfreuten sich starker Teilnahme. Dem Wunsche vieler Zuhörer, das Freigesprochene im Drucke festzuhalten, kam der Herr Verleger freundlich entgegen. Mancherlei Schwierigkeiten, die Niederschrift und Quellennachweisung verursachten, halfen meine liebe Frau Lotte und Fräulein cand. phil. Segenschmid überwinden. Ihnen allen gebührt mein herzlicher Dank.

Trotz aller Mühe gelang es bei einigen Goetheworten nicht, den Ursprung festzustellen. Sollte ein Verehrer Goethes, dem diese Zitate genauer bekannt sind, mir freundliche Mitteilung machen, wäre ich ihm sehr verbunden. Es sind übrigens nur ganz wenige Worte, und daß sie von Goethe sind, steht außer aller Frage. —

An dem Büchlein hat mein Oheim, der nun freilich schon lange aus dem Kreise der Lebendigen geschieden ist, seinen starken Anteil. Es ist dies der bekannte Goetheforscher Prof. Dr. K. J. Schröer, dessen Faustkommentar (Leipzig, Reisland, 5. Auflage) mich ständig begleitet.

Neben ihm nenne ich vor allem H. St. Chamberlain, den Verfasser des großen ganz einzigartigen Buches über Goethe, wie des geistvollen Werkes

über Kant, dessen erster Vortrag sich mit Goethe beschäftigt. Bielschowsky, Engel, R. M. Meyer sind mir, wie manches andere Buch über den Dichter, nicht fremd geblieben.

Möchte diese Schrift, die aus reiner und heißer Liebe zu dem unvergleichlichen Genius unseres lieben Volkes entstand, den Lesern etwas von der Freude geben, die ich bei der Beschäftigung mit Goetheschen Gedanken überreich empfand.

Prag, im Juni 1921.

Robert Zilchert.

Inhaltsverzeichnis.

Einleitung.

Vor Jahren machte eine Schrift, betitelt: Rembrandt als Erzieher[1], ein nicht gewöhnliches Aufsehen. Ich las sie damals und nahm sie vor einiger Zeit neuerlich vor. Dabei verstärkte sich der erste Eindruck, daß, ungeachtet vieler geistvoller Gedanken, das Buch doch einen Irrtum bedeute, denn Rembrandt erscheint vielmehr als gemachter, denn als gewachsener, von Gott und der Natur dem deutschen Volke geschenkter Erzieher. Da ergab sich ganz von selbst ein Blick auf Goethe, ohne den die Kultur unseres Volkes nicht zu denken ist und der erfreulicherweise mit seiner Persönlichkeit, wie seinen Werken stetig steigender Teilnahme begegnet.

Wenn Goethe einmal, bescheiden genug, sagt, die sich in seinem geistigen Bannkreis hielten, hätten eine „gewisse innere Freiheit"[2] erworben, so ist damit für jeden, der weiß wie kostbar die Freiheit und wie überschwenglich wertvoll die „innere Freiheit" ist, ein Wort höchsten Ruhmes ausgesprochen. Der Gedanke und die Forderung innerer Freiheit geht durch alle Betätigung des weltumspannenden Geistes, der, immer weiter ausgreifend, doch stets wieder zurückkehrt zu der „Persönlichkeit", dem „höchsten Glück der Erdenkinder"[3], deren Verkörperung im

Faust ein „monumentum aere perennius“[4] gefunden hat. Unsere Betrachtungen werden sich mit Weltanschauung, Religion, Leben, Liebe, Leid, Poesie, Kunst, Erziehung, Politik und Naturwissenschaft befassen und wollen zeigen, wie gesund und wie groß Goethe all' die brennenden und trennenden Fragen behandelt und beantwortet, die sich in überreicher Fülle erheben.

Goethes Weltanschauung.

Cartesius hat als Aufgabe der Philosophie bezeichnet: „oculos aperire“, d. h. die Augen zu öffnen, und damit jener Entwicklung die Bahn gewiesen, die nicht durch Kontemplation, durch den nach innen gerichteten Blick, sondern durch Beobachtung der äußern Welt, der Welt der Erscheinungen, zu jenen letzten Gesetzen und Gründen kommen will, mit denen sie erkennen kann, „was die Welt im Innersten zusammenhält“[1].

Nach dem Wortverstande setzt Weltanschauung Augen, d. i. ein sehendes Subjekt, voraus. Das Wort ist kein leerer Schall, wenn es auch leider oft dazu erniedrigt wird. Wir sollen uns bemühen, die scharfe Prägung der geistigen Münze zu bewahren, nicht zu verwischen. Von Weltanschauung reden ist gar nichts Seltenes, Weltanschauung haben, d. h. von einem festen Standpunkte aus das Weltbild mit klaren Augen erfassen, ist, zumal heute, wo es nicht an Personen, wohl aber an Persönlichkeiten, nicht an Schreiern, wohl aber an Rufern, nicht an Heftigen, wohl aber an Starken mangelt, eine große Seltenheit.

Prophyrius berichtet von Weisen, die sich die Augen ausstachen, um die Welt und die Wahrheit besser erfassen zu können. Die Geschichte der Philosophie zeigt, daß die Denker nicht aussterben, die das

Weltbild aus reinen Denkprozessen gestalten. Ihnen gegenüber stehen die „Empiriker", die Erfahrungsmenschen und Wirklichkeitsfanatiker, denen Goethe die berühmten Verse gewidmet hat:

„Daran erkenn' ich den gelehrten Herrn!
Was ihr nicht tastet, steht euch meilenfern;
Was ihr nicht faßt, das fehlt euch ganz und gar;
Was ihr nicht rechnet, glaubt ihr, sei nicht wahr;
Was ihr nicht wägt, hat für euch kein Gewicht;
Was ihr nicht münzt, das meint ihr, gelte nicht."[2]

Zwischen Objekt und Subjekt, Realität und Idealität, Materialismus und Spiritualismus bleibt dem Menschen nun „die bange Wahl". Die mehr verwirrenden als entwirrenden Schlagworte, an denen unsere ganze Zeit krankt, hindern, daß sich eine Weltanschauung bilde, denn diese setzt ein reines, ruhiges Schauen voraus, für das uns außer den Augen des Leibes auch das Auge des Geistes gegeben ist und das schlechthin auf alle die Parteibrillen verzichten muß, die heute auf allen Gebieten eine so verhängnisvolle, der Wahrheit schädliche Rolle spielen.

Nach Plato soll der Philosoph „schaulustig sein nach der Wahrheit". Diese Forderung gilt aber von Rechts wegen allen, denn niemand stehe abseits, wenn es die Wahrheit gilt. In vielem mit Plato verwandt, zeigt sich Goethe auch da als sein geistiger Genosse, wenn er vom Genie als erstes Wahrheitsliebe verlangt[3]. Er selbst erscheint in Wort und Werk, in Lehre und Leben, in Dichten und Denken als der Wahrheit ergeben mit Leib und Seele. Sie zu ergründen ist die bis ins hohe Alter wirkende heilige Kraft, die das Leben des Dichters und Forschers trug.

„Zum Sehen geboren, zum Schauen bestellt"[4] — wie der Türmer Lynceus[5] — läßt Goethe sein Auge „göttlich gerecht" auf den Dingen ruhen. Mit ihm nimmt er die Welt auf; und zwar so scharf und so umfassend, daß schon Herder zu Beginn der für Goethe so fruchtbaren Gemeinschaft bewundernd ausrief: „Es ist alles Blick bei Euch!"[6]

Goethes Schauen, seine „naive, plastische Intuition"[7] ist produktiv, gestaltend, kein einfacher, sondern ein zusammengesetzter Vorgang. Die Welt dringt auf ihn ein und er faßt sie klar mit seinen Augen, die Bilder in einem wunderbar treuen Gedächtnis durch viele Jahre festhaltend. Dann aber wieder dringt er auf die Welt ein; mit seinem inneren Sinne, dem geistigen Auge, den Ideen[8] ordnet er das viele, behauptet seine Persönlichkeit im reißenden Strome von Natur und Geschichte, denkt den großen Gedanken der Natur nach, sie geistig wieder schaffend, und offenbart jene Freiheit, die nicht dem natur-, wohl aber dem selbstbewußten Menschen eignet, ein Dualist strengster Observanz[9], trotz gelegentlicher Spinozistischer Anwandlungen[10].

Wie wenig er an ein Welterkennen nur durch die Sinne denkt, offenbart ein Wort wie dieses: „Ich glaube der Mensch träumt, damit er nicht aufhöre zu sehen"[11]. Als er eine Pflanze betrachtet hatte, wunderte er sich selbst, wie ihm bei geschlossenen Augen immer neue und schönere Formen entzücken, die aus den fruchtbaren Tiefen seiner Seele aufsteigen.

„Anschau'n, wenn es dir gelingt,
Daß es erst in's Innre dringt,
Dann nach außen wiederkehrt,
Bist am herrlichsten belehrt."[12]

Das ist sein Weg vom Anschauen nach innen zum Begriff und vom Begriff wieder zur Anschauung. „Erfahrung ist immer nur halbe Erfahrung“[13] und die ideenlose, rein beobachtende, empirische Aufnahme des Weltbildes ist keine Weltanschauung. „Dauernde Gedanken“, d. h. zeit- und raumlose Ideen[14], müssen befestigen, „was in schwankender Erscheinung schwebt“[15]. Goethe begriff nicht „ohne unmittelbare Anschauung“[16], aber seine „Anschauung ist Denken“, wie er selbst bekennt[17]. Da tritt an die Stelle einer gewissen Passivität, die sich den Wahrnehmungen gleichsam fügt, an die Stelle des Chronisten, der hinter den Gegenstand zurücktritt, das handelnde, aktive, schaffende Denken. Der Chronist wird Geschichtsschreiber. Das Subjekt tritt aus dem Schatten ins Licht, es kommt zu jenem produktiven Schauen, das des leiblichen Auges entraten kann, weil die aus Erfahrung und Beobachtung gewonnene oder durch sie lebendig gewordene Idee ihre unendliche Zeugungskraft entfaltet, und die Natur, nach Goethes wunderbarem Worte, gezwungen wird, sich der Idee zu fügen, die der schaffende und schauende Geist ihr aufzudrücken genötigt wird[18].

Vielleicht wird der Gedanke, den wir mit diesen Erörterungen aussprechen wollen, klarer, wenn wir an den Unterschied von Wirklichkeit und Wahrheit erinnern. Der wirkliche, d. h. der gegebene, erfahrungsmäßige Mensch trägt eine Menge zufälliger Züge, die sein Bild verwirren und die, wie wir oft erfahren, nur eine zeitliche oder räumliche Entfernung, nicht selten erst der Tod „wegläutert“. Der Dichter, der wahre, große Dichter, der echte Menschenkenner offenbart sich darin, daß er unter der Hülle

des Zufälligen, Wirklichen, Gegebenen das Wahre, d. h. das Bleibende, Wesentliche, Allgemeine sucht und findet. Ihm ist gegeben jenes „gesunde Hineinblicken mit reinem Schauen, die seltene Gabe, in die unerforschte Tiefe sich zu wagen“[19], wo er den Quellpunkt erfaßt, aus dem das wahre Wesen des Menschen herströmt, und der allein das Individuum recht begreifen läßt. Oder: die Kenntnis der Geschichte vermittelt Wirklichkeit, nämlich Taten, Leiden, Siege, Niederlagen, Aufstieg und Abstieg von Völkern usw. Die Sage, die Mythe kündet uns Wahrheit, denn die „absichtslos dichtende Sage“ schaut und offenbart uns Ideen, ewige Gedanken, die die Geschichte oft mehr verhüllt als enthüllt. Der wahre und tiefe Sinn der Geschichte und der Natur, die Unterströmung im Strome des sich oft überstürzenden Geschehens, bleibt uns verborgen, wenn nicht der Geist dem Geist entgegenkommt und naive Intuition, wie sie der Sage eignet, das siehet und erkennt, was des Menschen grübelnder Verstand nie erfahren wird.

Das berühmte Gespräch, das Schiller und Goethe über die Urpflanze führten[20], nahm eine für den naiven Goethe überraschende Wendung. Er, der auszog, um im Walde „seine Pflanze“ zu suchen, erfuhr durch Schillers „produktive Kritik“, daß er den Boden der Erfahrung längst verlassen habe und mit seinem Funde, ohne es zu wissen, im Reiche der Ideen angekommen war. Zunächst unangenehm berührt von der Erkenntnis, weniger Forscher als Dichter und Seher gewesen zu sein, wurde er bald mit Stolz gewahr, daß gerade sein Weg aus der Wirklichkeit zur Wahrheit führte, denn Wahrheit, nicht

Wirklichkeit, war die Urpflanze, und nun sollte ihn „die Natur um dies Idealbild beneiden“, das frei von allem Zufälligen und Nebensächlichem, alle wesentlichen Züge nicht einer, sondern der Pflanze trug[21].

„Es ist nicht immer nötig, daß sich das Wahre verkörpere, schon genug, wenn es geistig umherschwebt und Übereinstimmung bewirkt, wenn es, wie Glockenton, ernstfreundlich durch die Lüfte wogt“[22]. Dieses Wahre ist eben das geistige Wesen der Dinge, das auch nur vom Geiste erfaßt wird, aller rein beobachtenden, zählenden und messenden Forschung aber unzugänglich bleibt.

„Wir erdreisten und wagen Ideen“[23], lautet Goethes stolzes wissenschaftliches Programm, Ideen, mit denen das Zufällige und Einzelne verbunden und in eine höhere Sphäre gehoben wird, nicht, um die Wirklichkeit in Dichtung aufzulösen, sondern um sie für uns durchsichtig, anschaulich und wertvoll zu machen und uns vor dem Fluche zu bewahren, der jeder geistlosen Empirie gilt:

„Hat die Teile in der Hand,
Fehlt leider nur das geistige Band.“[24]

„Gelehrsamkeit ist noch kein Urteil“[25] und die Anhäufung von Tatsachenmaterial bedeutet noch keine Wissenschaft. Erfahrung, wie sie so manchen Menschen nicht weiser macht, weil sie ohne geistigen Zusammenhang und ohne Kenntnis ihrer in der Tiefe rauschenden Quellen als ein einzelnes empfunden — und vergessen wird, bleibt eben auch für die Weltanschauung nur Material, das dann erst wahrhaft wertvoll wird, wenn es mit Ideen zusammentrifft, den organisierenden, schöpferischen Kräften einer

starken, geistigen Persönlichkeit, der „reines Anschauen des Äußern und des Innern“ eignet[26].

Zu Riemer bemerkt Goethe einmal: „Der Geist des Wirklichen ist das wahrhaft Ideelle“[27]. Das Wort ist deutlich genug. Es bedeutet eine scharfe Absage an jede Art von Materialismus, dem das Geistige, Ideelle nur als Funktion der Materie gilt. Und Goethe wird noch deutlicher mit seinem Selbstbekenntnis: „Meine Tendenz ist die Verkörperung der Ideen“[28].

„Die ideelle Denkweise läßt im Vorübergehenden das Ewige schauen“[29], denn „die Idee ist erkennendes Sehen“[30] und ohne sie bleibt alle Erfahrung nur halbe Erfahrung[31], weil an der Oberfläche der Dinge haftend.

Um diese Gedanken recht zu fassen genügt es, glauben wir, auf das erklärende Bild hinzuweisen, das Goethe im Faust gegeben hat. Da hat er auch eine Idee verkörpert und zwar „die Idee des Widerstreites aus unbefriedigter Begier nach Erkenntnis und dessen Lösung durch die sich offenbarende Liebe“ (Schröer) und die Sehnsucht Faustens, die so ergreifend aus den Worten des Monologs in unsere Seele klingt, ist die Sehnsucht aller ringenden Menschen:

„Daß ich erkenne was die Welt
Im Innersten zusammenhält,
Schau alle Wirkungskraft und Samen,
Und tu nicht mehr in Worten kramen.“[32]

„Ohne Ideen soll ein Mensch nicht theoretisieren“[33], denn ohne sie fehlt das Organ zu rechtem, d. h. scheidendem und unterscheidendem Erkennen, und ohne sie ist er, wie Goethe mit Nachdruck bezeugt, auch wenn er noch so vieles wüßte, „zum Theoretisieren nicht be-

rechtigt"[34]. Seine Erkenntnis bleibt eine flächenhafte, am Sekundären haftende und zum Primären nicht vordringende, sie hält die Wirklichkeit fest und verliert die Wahrheit. „Ohne mit den Augen des Geistes zu sehen, tasten wir, wie überall, so auch besonders in der Naturforschung blind umher"[35]. Die Idee organisiert die Masse, bildet aus dem Chaos den Kosmos, aus der formlosen Masse die Gestalt, sie ist das Schöpferwort Gottes, der Geist, der über den Wassern schwebt, wie der, der im Innern der Natur gewaltig sich reget, sie vereinheitlicht die verwirrende Menge und rettet die Persönlichkeit des Menschen vor der „millionenfachen Hydra der Empirie."[36] „Sprechen wir von Ideen, so reden wir von der Einheit des Geistes, es ist Sache der Natur, sich dann im einzelnen zu fügen."[37]

Während Plato, der Schöpfer der Ideenlehre, die Wirklichkeit in die Idee „verdampfen läßt", sind Goethe die Ideen der breite Strom, der die Welt in ihren Tiefen und Höhen durchflutet, zugleich Urbilder und Urkräfte, auf denen der Weltbau ruht. In den „Müttern" im Faust gab er ihnen eine bedeutsame symbolische Gestalt, auch da, nach seinem eigenen, bereits gehörten Worte, Ideen verkörpernd. Schröer bemerkt hierzu[38]: „Im Bergbau nennt man eine erzhaltige Erdart: Mutter. Z. B. der Schiefer gibt eine Mutter für Silber. Können jene Göttinnen nicht Mütter, gleichsam Behältnisse jener Gründe, Gestalten und Urbilder aller Dinge sein", von denen Plutarch, den Schröer anführt, redet?

„Kein Weg! In's Unbetretene,
Nicht zu Betretende; ein Weg an's Unerbetene,
Nicht zu Erbittende."[39]

Mephisto deutet an, die Mütter seien die letzten, höchsten Offenbarungen, gewöhnlichen Sterblichen versagt, die „im tiefsten, allertiefsten Grund"[40] zu finden seien. Sich ihnen zu nahen, das Weltbild voll zu fassen, gelingt nur auf dem Wege besonderer Hilfe, die uns zuteil wird. „Entfliehe dem Entstandnen", ruft Mephisto dem Faust zu, mach dich los von der vergänglichen Welt der Erscheinungen und hebe dich „in der Gebilde losgebundne Reiche"[41], d. h. in die Reiche der Urbilder.

Wissen, Ahnen, Glauben, Kunst, sie alle gehören zusammen, wenn nicht nur Kenntnisse, sondern auch Erkenntnisse entstehen sollen; ja es muß „die Wissenschaft notwendig als Kunstwerk gedacht werden, wenn wir von ihr irgendeine Ganzheit erwarten wollen[42] und nur wer „an das Einfältige, Einfache, Urständige, Produktive glaubt"[43] wird den rechten Weg gewinnen. Wie die Kunst ohne Inspiration, ohne plötzliches Aufflammen eines neuen, hellen Lichtes nicht zu denken ist und ihr Fortschritt weniger stufen- als sprungweise genannt werden muß, will Goethe auch in der Wissenschaft solcher unvermittelter Eingebungen nicht entraten, die mit einemmale oft mehr geben, als jahrelanges emsiges und mühevolles Studium, als eine ganze Reihe lebensarmer Beobachtungen geben können.

„Alles kommt in der Welt auf das an, was man ein Apercu nennt, auf ein Gewahrwerden dessen, was eigentlich den Erscheinungen zugrunde liegt. Ein solches Gewahrwerden ist bis ins Unendliche fruchtbar"[44] und „was fruchtbar ist, allein ist wahr"[45].

Wie Kant zwischen der empirischen Erscheinung und dem „Ding an sich" unterschied, so gibt es auch

für Goethe bei allen Dingen ein „Zugängliches und Unzugängliches“. Zu letzterem führt nicht das äußere, das sinnliche Auge, nicht das Ohr, da versagen die Sinne, doch der „innere Sinn“, die Augen des Geistes erschließen sich oft plötzlich zu überraschender Intuition, die auch das Verwickelte mühelos erfaßt und die geheimsten Zusammenhänge erkennt.

Lange Zeit galten Goethes Forderungen als unwissenschaftlich und seine Gedanken mehr als freies Spiel dichterischer Phantasie, denn als der hohen, himmlischen und ernsten Göttin Wissenschaft würdig. Die Zeiten haben sich gewandelt; wo man vordem festes Land vermutete, da zeigten sich bedenkliche Unterwaschungen, und im Gebäude, das man errichtete, gabs erschreckende Risse. Man hatte die Idee abgesetzt, wie weiland den lieben Gott im übermütigen Paris und sah plötzlich, daß sie mächtig, stolz und schön geblieben war, wie nur je.

Es bewahrheitete sich bei dieser Entwicklung Goethes Wort: „Wer sich vor der Idee scheut, hat zuletzt auch den Begriff nicht mehr“[46], und „wo die Begriffe fehlen, da stellt zur rechten Zeit das Wort sich ein“[47]. Man war ausgezogen, die Dogmatik zu bekämpfen und war ihr auf einmal mit Haut und Haar verfallen, man lästerte die Scholastik und war selbst scholastisch geworden.

Es kam zu einer Wortüberschwemmung, die unsern Dichter, dessen Tendenz die Tat war, arg verdrossen hätte. Interessant ist, daß er schon zu seiner Zeit gegen falsche Gelehrsamkeit Front machte. So lesen wir in der „Kampagne in Frankreich“: „Da Gelehrte hingegen gewöhnlich nichts hören als was sie gelernt und gelehrt haben und worüber sie mit

ihresgleichen übereingekommen sind . . . an die Stelle des Gegenstandes setzt sich ein Wort=Credo, bei welchem dann so gut zu verharren ist, als bei irgend=einem andern“[48].

„Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis“, das uns weiterführen soll. Wir sind darauf angelegt, uns mit den Sinnen „auszudehnen und gegen die Gottheit zu bewegen“[49], wie denn die Wissenschaft für Goethe „ein Bezug aufs Göttliche“ ist[50]!

Die Grenze, die menschlichem Erkennen gezogen ist, verläuft dort, wo die „Urphänomene“ — das, was unmittelbar an der Idee steht — uns wie eine andere Sphinx anschauen, deren Rätsel der menschliche Geist nicht zu lösen vermag und die er „in ihrer ewigen Ruhe lassen“[51] solle.

Ehrfurcht, „der Quellpunkt aller Kultur“[52], ge=hört zum Erkennen, wie ja schon Plato „Verwun=derung“ an den Anfang aller Philosophie setzt. „Das Höchste, wozu der Mensch gelangen kann, ist das Erstaunen“[53]; mit diesem tiefen und demütigen Worte grüßt Goethe über Jahrhunderte hinweg seinen großen Geistesverwandten.

Die Resignation an einer weit gesteckten Grenze bedeutet eine Bereicherung, während das vorwitzige Verkennen derselben unsern geistigen Besitz gefährdet, denn „in der Beschränkung zeigt sich der Meister“[54].

Wieviel „echte Menschen“, klagt Goethe, „sind im Vorhofe der Geheimnisse ermordet worden, von einem bösen Genius verleitet, nach Ursprüngen zu forschen“[55], die ein dichter Schleier, eine heilsame Dunkelheit, bedeckt. —

Wohl fühlte sich der Forscher Goethe gerade auf

jenem Gebiete, wo die Metaphysik in die Physik übergeht[56].

„Geh' in dich selbst, entbehrst du drin
Unendlichkeit in Geist und Sinn,
So ist dir nicht zu helfen."[57]

„Meine reine, tiefe, angeborene und geübte Anschauungsweise hatte mich Gott in der Natur, die Natur in Gott sehen gelehrt, so daß diese Vorstellungsart den Grund meiner ganzen Existenz ausmachte"[58], und daraus ergab sich Goethe die Notwendigkeit, auch bei Besprechung naturwissenschaftlicher Probleme die Metaphysik zu Hilfe zu rufen[59].

Es ist ein „hohes philosophisches Ziel", erst das „Tierische" und das „Göttliche" scharf zu unterscheiden, um dann „das göttlich Belebende mit dem tierisch Belebten auf das Unschuldigste verbunden gewahr zu werden"[60].

Zwei Seelen eignen dem Menschen, der, naturhaft und unfrei, persönlich und frei, sensibel und intellegibel, manchmal mit Faust klagt: „Zwei Seelen wohnen, ach, in meiner Brust, die eine will sich von der andern trennen"[61]. Der Mensch ist ein Doppelwesen, in dessen Auge sich zwei Welten begegnen. Er spiegelt sich selbst darin, wie sich von außen die Welt darinnen spiegelt. Wenn beide Bilder, das innere und das äußere recht zusammentreffen, wenn mit dem reinen Erfassen der Außenwelt die kräftig schöpferischen Ideen der Seele, die im Auge widerglänzt, sich verbinden, dann entsteht die rechte Weltanschauung, die ebensowenig materialistisch, wie spiritualistisch, sondern die gesunde, klare Synthese von Stoff und Geist ist. Das ist Goethes Stellung zu

der bedeutenden Frage, wie ein rechtes Weltbild zu gewinnen sei[62].

Er hat diese seine Stellung aufs wunderbarste gekennzeichnet in den Worten: „Sind wir imstande mit dem Komplex von Geisteskräften, den man Genie zu nennen pflegt, dem gewissen und unzweideutigen Genie der hervorbringenden Natur entgegenzubringen, so müßte denn doch etwas entstehen, dessen wir uns zu erfreuen hätten"[63]. Wie herrlich erscheint diese Forderung bei Goethe erfüllt, der in der Kraft seines Geistes die Natur antizipierte, um sie wie ein gewaltiger Schöpfer gleichsam neu zu schaffen, und der auch uns will „sehen" lehren, „bis daß wir die Gegenstände im Geiste wieder hervorbringen können", sie daher zu gleicher Zeit „im eigentlichen und höheren Sinne" anschauend[64].

Unterscheiden und Verbinden müssen wir lernen und beides zu rechter Zeit üben, dann wird das große Bild der Welt nicht trübe und unklar, sondern herrlich und leuchtend vor uns stehen.

„Und wenn wir unterschieden haben,
Dann müssen wir lebend'ge Gaben
Dem Abgesonderten wieder verleihn
Und uns eines Folgelebens erfreun."[65]

Goethe und die Religion.

Religiöse, fromme Stimmungen und Empfindungen geleiten Goethe sein ganzes Leben hindurch. Mit der „Höllenfahrt Christi" betritt der Jüngling geweihten, religiösen Boden, mit dem ergreifend schönen und frommen Schluß des Faust tut der greise Dichter einen tiefen, seligen Blick in die Ewigkeit, „nicht fern dem Reiche Gottes"[1].

Goethe gehört zu den Männern der Sehnsucht gleich seinem Faust, in dem er lebendig ist, und zeigt damit fromme deutsche Art, denn „der Idealismus der Deutschen ist Sehnsucht" (Vischer). Religion ist in kindlicher Gemütsart heilige Naivität, der sich vieles entschleiert, was begriffsmäßigem logischen Erkennen ewig verborgen bleibt. Mit echten Forschern fühlt sich Goethe dort am wohlsten, wo die Metaphysik in die Physik übergreift[2], d. h., wo die Offenbarung eines Höheren uns emporträgt und die erhabenen Empfindungen von Gott und Unsterblichkeit den Menschen über sich selbst wegheben und ihn weiter führen, als er ohne sie gekommen wäre. Er verlangt, daß wir über die Natur hinausdenken[3] und bekennt von sich, daß es ihm stets natürlich war, eine Welt außer und über der sinnlichen anzunehmen[4].

Religion ist dem Dichter der größte Schatz des Menschen[5], denn nur das Unendliche erhebt und „das Überschwengliche macht die Größe"[6]. Wie bei Plato

die Verwunderung der Anfang aller Philosophie ist, so erscheint auch Goethe, als großem Geistesverwandten des griechischen Philosophen, als das Höchste, wozu der Mensch gelangen könne, das Erstaunen[7]. Erstaunen wird nur der, dem Ehrfurcht, der höhere Sinn, im Busen wohnt, der sich deshalb bescheidet das Erforschliche zu erforschen und das Unerforschliche still zu verehren[8]. Zu dem erkennenden und begreifenden Menschen tritt der „ahndungsvolle“, der mehr von dem Letzten und Besten der Dinge erfaßt als aberwitzige Naseweisheit, die zu ihrem Sprüchlein das „nil admirari“ erkoren hat. Wir denken dabei auch an das Wort Augustins: „Alle Dinge beginnen mit einem Wunder und enden mit einem Wunder“ und beklagen in unserer Zeit gerade das, daß sich die Menschen so weit von der Ehrfurcht entfernt haben, deren Wahrerin die Religion ist.

Zu den Fühlhörnern, die wir, die Welt in allen Tiefen und Höhen zu erfassen, ausstrecken, gehören nicht nur Schauen und Wissen, sondern auch Ahnen und Glauben[9], denen alles Vergängliche zum Gleichnis wird, das in eine Welt jenseits der Sinne weist und uns offenbart, „wie Himmelskräfte auf- und niedersteigen und sich die goldnen Eimer reichen“[10]. „Wissen und Glauben sollen sich ergänzen, dann wird das Richtige ausgemittelt werden.“[11] Und nur ihre Verbindung kann jener Anarchie steuern, zu der nach Goethe reiner Verstandesunterricht führt[12]. Wir sehen wie Goethe, dem das Wahre mit dem Göttlichen identisch ist, voll jener Ehrerbietung, zu der er von Jugend an durchaus geneigt war, über die damalige seichte Aufklärung turmhoch hinausragt, die

alles Geheimnisvolle wegschwatzen wollte, weil sie nicht die ewige Wahrheit faßte: „Nur am Mysterium wird die Seele groß“ (Novalis).

Der Forscher, der sich in den Grenzen des Begreiflichen zu halten hat, lasse die Urphänomene in ihrer ewigen Ruhe und Herrlichkeit stehen und bescheide sich zur Unterwerfung und Anbetung. Solche Resignation schließt ein schönes Fortschreiten durchaus nicht aus. So sagt Goethe: „Sie gestehen und behaupten, man solle ein Unerforschliches voraussetzen und zugeben, alsdann aber dem Forscher selbst keine Grenzlinie ziehen. Muß ich mich denn nicht selbst zugeben und voraussetzen ohne jemals zu wissen, wie es eigentlich mit mir beschaffen sei? Studiere ich mich nicht immerfort, ohne mich jemals zu begreifen? Mich und andere?“ Und doch kommt man fröhlich weiter und immer weiter. So auch mit der Welt[13]. Nicht jedes Dunkel ist Nacht. Es gibt nach des Dichters wunderbar tiefem Wort auch eine „fruchtbare Dunkelheit“[14], in der sich wunderbare Gedanken melden und die Wahrheit des scheinbar paradoxen Ausspruches sich erweist: „Ich glaube der Mensch träumt, damit er nicht aufhören müsse zu sehen“[15].

Wir stehen an der Schwelle des Heiligtums Der Naturforscher Goethe wird zum Prediger und, wenn er auch nicht auf der Linie eines bestimmten Bekenntnisses zu halten ist, zum Führer in die Heimat der Seele, die von Natur eine Christin genannt wurde. Der Dichter bekennt von sich, daß er sich seiner religiösen Gefühle so wenig erwehren könne wie irgendein Mensch. Ja, von dieser religiösen Stimmung und Bestimmtheit legt auch der oft zitierte Brief an Jacobi Zeugnis ab, in welchem es heißt:

„Ich für mich kann bei den mannigfaltigen Richtungen meines Wesens nicht an einer Denkweise genug haben; als Dichter und Künstler bin ich Polytheist, Pantheist hingegen als Naturforscher und eines so entschieden als das andere. Bedarf ich eines Gottes für meine Persönlichkeit als sittlicher Mensch, so ist dafür auch schon gesorgt"[16]. Daß der Dichter und Künstler Goethe des Olymps nicht entraten kann, wird jeder begreifen, der von den Musen nicht ganz verlassen ist. Daß er in den Bann pantheistischer Gedanken gerät, darf uns nicht wundern; finden wir solche doch auch in der Schrift und weiterhin, Farbe und Ton gebend, in der christlichen Mystik. Der junge Goethe wollte nicht „separatim de deo et natura disserere"[17], d. h. getrennt von Gott und Natur handeln. Die beiden schlossen sich ihm zur Einheit zusammen.

„Was wär' ein Gott, der nur von außen stieße,
Im Kreis das All am Finger laufen ließe?
Ihm ziemt's, die Welt im Innern zu bewegen,
Natur in Sich, Sich in Natur zu hegen,
So daß, was in Ihm lebt und webt und ist,
Nie seine Kraft, nie seinen Geist ermißt."[18]

Das „Vielgebilde der Natur"[19] fand seine Einheit für ihn in dem Gott, den es offenbarte, und wie das Wort gilt: „Du gleichst dem Geist, den du begreifst"[20], gilt auch seine Umkehrung: Du begreifst den Geist, dem du gleichst, denn:

„Wär' nicht das Auge sonnenhaft,
Die Sonne könnt' es nie erblicken;
Läg' nicht in uns des Gottes eig'ne Kraft,
Wie könnt' uns Göttliches entzücken!"[21]

Das Weltkind Goethe hatte eine Seite, die nach dem Himmel deutete[22] und ließ sich durch keine Un-

gebung das Gefühl des Göttlichen stören, das uns überallhin begleitet und jede Stätte zu einem Tempel weihen kann. Aber „das war den frommen Seelen nicht genug“[23]; sie nahmen Anstoß, wenn er die pantheistische Notwendigkeit als seinen Gott bezeichnete, wenn er Zürnen und Vergeben nur als Vorstellungsarten gelten ließ[24] und gelegentlich zu Jacobi scherzend bemerkte: Gott hätte ihn mit der Physik gesegnet, wie er jenen mit der Metaphysik gestraft habe[25]. Solche Worte dürfen wir nicht überspannen. Was Goethe da meint, wird, meinen wir, völlig klar, wenn wir uns an das bekannte Wort aus Faust erinnern:

„Ich sag' es dir: ein Kerl, der spekuliert,
Ist wie ein Tier, auf dürrer Heide
Von einem bösen Geist im Kreis herumgeführt,
Und rings umher liegt schöne grüne Weide.“[26]

Gewiß, das Bekenntnis Faust-Goethes:

„Wer darf ihn nennen?
Und wer bekennen:
Ich glaub' ihn?
Wer empfinden,
Und sich unterwinden
Zu sagen: ich glaub' ihn nicht?“[27]

ist verschwommen und ausweichend. Aber derselbe Goethe spricht das Wort von großem Gewicht: „Es zweifelt heute niemand an Gott sowenig als an sich selbst“[28] und findet es vor allem nötig:

„Gott auf seinem Throne zu erkennen,
Ihn den Herrn des Lebenswegs zu nennen,
Jenes hohen Anblicks wert zu handeln
Und in seinem Lichte froh zu wandeln.“[29]

Er will sich im Sittlichen mit Kant durch den Glauben an Gott, Tugend und Unsterblichkeit in eine obere Region erheben und dem ersten Wesen annähern und findet, es sei im Intellektuellen derselbe Fall, daß wir uns durch das Anschauen einer immer schaffenden Natur zur geistigen Teilnahme an ihren Produktionen würdig machen[30].

„Was hieße wohl die Natur ergründen?
Gott ebenso außen, wie innen finden.“[31]

Ihn finden, „ihn anzuerkennen wo und wie er sich offenbart, das ist wahre Seligkeit auf Erden“[32]. Goethe, echt religiös empfindend, kann es nicht begreifen, wie die Menschen so leichthin von Gott zu reden imstande sind, denn wären sie von seiner Größe durchdrungen, sie würden verstummen und ihn vor Verehrung nicht nennen mögen[33]. Sind doch mit hundert Namen seine grenzenlosen Eigenschaften nicht auszusprechen[34]!

„Name ist Schall und Rauch,
Umnebelnd Himmelsglut.
Gefühl ist alles.“[35]

So hatte auch Schleiermacher aus dürrer dogmatischer Formulierung und aus der nüchternen Verstandesmäßigkeit der Aufklärung die Religion als „Gefühl schlechthiniger Abhängigkeit“ gefaßt. In enge bekenntnismäßige Grenzen läßt sich weder bei Schleiermacher noch bei Goethe dieses Gefühl pressen. Die galten aber zu Goethes Zeiten auch andern nicht, deren schrankenloser Subjektivismus wie eine Sturmflut brauste über Damm und Gehege. Er selbst sagt von sich: „Ich stelle mich nicht fromm, ich bin es am rechten Ort“[36] und unterordnet sich dem

großen hervorbringenden, leitenden und ordnenden Wesen, das sich gleichsam hinter der Natur verbirgt, um sich uns faßlich zu machen[37]. In unserer Zeit, der es, wie jener rationalistischen Epoche, so sehr an der Pietät fehlt, die Natur und Geschichte als Offenbarungen des Weltgeistes betrachtet und die in dem kühnen Zuruf „sapere aude“, habe Mut dich deines Verstandes zu bedienen, die Aufforderung sieht zu Verneinungen ohne Ende, erscheint die ernste, fromme Gestalt Goethes wie eine Mahnung:

„So im Kleinen ewig wie im Großen
Wirkt Natur, wirkt Menschengeist, und beide
Sind nur Abglanz jenes Urlichts droben,
Das unsichtbar alle Welt erleuchtet.“[38]

Wie im 8. Psalm des Menschen Größe und seine Niedrigkeit mit unvergleichlicher Bestimmtheit gekennzeichnet sind, so hat Goethe in dem herrlichen Gedicht „Das Göttliche“ beide besungen, unsern Reichtum wie unsere Armut. Unsre Armut:

„Nach ewigen, ehrnen,
Großen Gesetzen
Müssen wir Alle
Unseres Daseins
Kreise vollenden.“

Unsern Reichtum:

„Nur allein der Mensch
Vermag das Unmögliche;
Er unterscheidet,
Wählet und richtet;
Er kann dem Augenblick
Dauer verleihen.“

Der Mensch, „die Ausgeburt zweier Welten“[39], begabt mit der Kraft, das Sinnliche zu veredeln,

den toten Stoff mit der Idee zu beleben, ist übersinnlichen Ursprungs. Daher kann er dem flüchtigen, vorüberrauschenden Augenblick Ewigkeitswert verleihen. In diesen Goetheschen Worten begegnen sich die Reiche der Notwendigkeit (Natur) und der Freiheit (Geist), und der Dichter zeigt sich als entschiedener Dualist, nicht Pantheist. Deutlicher noch wird seine Anschauung, wenn wir an den Faust denken, der ein großes gewaltiges Bild zu dem Worte ist: „Das Vollkommene muß uns erst stimmen und uns nach und nach zu sich hinaufheben“[40], und dessen Grundtendenz nach Goethes eigenen Worten in den Versen liegt:

„Gerettet ist das edle Glied
Der Geisterwelt vom Bösen:
Wer immer strebend sich bemüht,
Den können wir erlösen.“[41]

Auf unserer Erdenwanderung geht mit uns die Ahnung eines Höheren, die wie eine Morgenröte hinleuchtet in Dunkel und Wirrsal dieses Lebens, und wir erfahren die Wahrheit der Worte:

„Komm! hebe dich zu höhern Sphären!
Wenn er dich ahnet, folgt er nach.“[42]

Gewiß, der Mensch ist gebunden, unfrei in den zwangsmäßigen Naturablauf verflochten, dem Gesetz unterworfen, „nach dem wir angetreten“[43] und dem wir nicht entfliehen können, aber der gebundene Mensch ist nicht der ganze Mensch, und Geist und Materie, „die beiden Doppelingredienzien des Universums“, finden sich auch im Menschen, als gleichberechtigte „Stellvertreter Gottes“, zusammen[44].

Den Geist zu erfassen, dazu bedarf es freilich auch des Geistes. Aber wo der ist, da können die Menschen

Gott in sich selbst anbeten[45], als der keine schönere, vollkommenere Offenbarung in der Welt hat, wie die in der menschlichen Seele, und unsre hohe Würde darf uns den Jubelruf auf die Lippen legen:

„Jemehr du fühlst ein Mensch zu sein,
Desto ähnlicher bist du den Göttern.“[46]

Die göttliche Würde des Menschen ruht in der reinen Menschlichkeit, wie seine menschliche bedingt ist durch das hohe göttliche Erbe, das ihm geworden. Von dieser reinen Menschlichkeit gilt, daß sie „alle menschlichen Gebrechen sühne“[47] und sie ist unsere ewige Wahrheit im Gegensatz zu der durch Fehler und Gebrechen getrübten Wirklichkeit. Mensch sein heißt „zwei Welten angehören“[48], und beklagenswert sind die, denen das Bewußtsein oder das Gefühl für den wesentlichen Unterschied von allen andern Kreaturen abhanden gekommen ist und die sich der „urangeborenen Dualität“ nicht mehr bewußt sind.

„Wer durch alle die Elemente,
Feuer, Luft, Wasser und Erde rennte,
Der wird zuletzt sich überzeugen,
Er sei kein Wesen ihresgleichen.“[49]

Die zwei Welten, denen der Mensch angehört, verbinden Gefühl, Ahnung, Glauben. Der Glaube ist die Brücke, über die unsere Sehnsucht zu Gott und Gottes Gnade zu uns gehen. So theologisch formt Goethe die Erklärung nicht, aber inhaltlich ist das, was er — echt protestantisch — unter Glaube versteht, dem, was wir darunter verstehen, nicht fern.

„Der Glaube ist ein heiliges Gefäß, in welches jeder sein Gefühl, seinen Verstand, seine Einbildungs-

kraft so gut als er vermag zu opfern bereit steht."[50] In der Geschichte sind die Epochen des Glaubens glänzend[51], denn er ist eine solch schöpferische Kraft, daß es sogar gleichgiltig sei, was man glaube, wenn man nur glaube[52]. Der Konflikt zwischen Glauben und Unglauben ist das eigentliche, einzige und tiefste Thema der Weltgeschichte[53]. Auch da, wo der Glaube nur Aberglaube ist, erscheint er noch als „das Erbe energischer, großtätiger, fortschreitender Naturen", dagegen ist der Unglaube immer nur „die Eigenschaft schwacher, klein gesinnter, auf sich selbst beschränkter Menschen"[54]. Der Glaube ist produktiv, schaffend — Faust —, der Unglaube, die Skepsis, der Geist, der stets verneint — Mephistopheles — unfruchtbar. Darum fliehe, wer kann, aus „der tristen, atheistischen Halbnacht"[55], die die französischen Freidenker heraufzuführen bemüht waren.

Die glaubenden, also fortschreitenden Naturen lieben das Erstaunen[56]. Und das ist, wie wir schon früher aus Goethes Mund hörten, das Höchste, wozu der Mensch gelangen kann. Die gehen nicht ohne Offenbarung durch die Welt und empfinden eine übersinnliche Welt, die Ewigkeit, inmitten des sinnlichen und vergänglichen Daseins.

Der Glaube geht an etwas Unwahrscheinlichem vorüber, um in eine höhere Region zu kommen[57]. Denn wir müssen uns, mag es auch der überspannten Würde der Vernunft Eintrag tun, damit abfinden, daß „die Vernunft Gottes und die der Menschen zwei verschiedene Dinge sind"[58] und erkennen, daß „der Glaube nicht Anfang sondern Ende alles Wissens ist"[59].

„Ohnmächtige Generationen zerstört das Erhabene"[60], die aber stark sind in der Kraft des Glau-

bens, haben in ihm das wunderbare Werkzeug, um das Erhabene ihrer schwachen, gebundenen, vergänglichen Natur zu vermählen und dadurch, über sich selbst hinauswachsend, die Pyramide ihres Daseins zuzuspitzen, aus Kindern der Notwendigkeit Kinder der höchsten Freiheit werdend. Die Menschen sind nur so lange produktiv, als sie noch religiös sind[61], d. h. glauben, denn:

„Etwas Gut's zu machen und zu tun,
Muß man erst an das Gute glauben."[62]

Das eindringlichste Wort, das Goethe vom Glauben gesprochen, ist wohl aber jenes paradoxe und doch tief wahre: „Es ist besser an das Falsche glauben, als am Wahren zweifeln"[63]. Wir erinnern uns dabei an sein Wort vom Aberglauben und verstehen, daß es sich ihm nicht um den Inhalt, den der Glaube ergreift, sondern um die Kraft, die den Inhalt ergreift und hält, handelt. Der Glaube ist die rechte Stellung zum Erhabenen. Er ergreift das Göttliche oder Gott, um den Menschen zum Menschen zu machen, d. h. eine trübe Wirklichkeit in leuchtende Wahrheit zu verwandeln.

„Das Gebet ist eine Tochter des Glaubens, aber die Tochter muß die Mutter ernähren", lautet ein altes frommes Sprüchlein. Goethe, dem die Kraft des Glaubens so über alles wertvoll war und der „geneigter war als jemand, noch eine Welt außer der sichtbaren zu glauben"[64], hebt mit so vielen anderen „den Blick sehnend zum Himmel auf, als ein Bürger jenes geistigen Reiches"[65], erbittend „große Gedanken und ein reines Herz"[66]. Ja, wie Moses im Koran

möchte er beten: „Herr, mache mir Raum in meiner engen Brust[67].

Wenn des Dichters fromme Stimmung auch nicht immer zum Gebete wird, so gilt davon, was er vom Wahren sagt, daß es, wenn es sich auch nicht verkörpere, gut und genug sei, seine geistige Nähe wie „ernst freundlichen Glockenton“ zu empfinden[68]. Das herrliche Gedicht „Harzreise im Winter“ ist ein Gebet und offenbart „Zuversicht und Ergebung, die echten Grundlagen jeder besseren Religion“[69].

Wenn wir als kämpfende, ringende Menschen müde werden, dann „erfrischt das Gebet die Hoffnungen des Herzens, wie der Weihrauch einer Kohle Leben erfrischt“[70].

„Denn der Ew'ge herrscht auf Erden, über Meere herrscht sein Blick,
Löwen sollen Lämmer werden und die Welle schwankt zurück,
Blankes Schwert erstarrt im Hiebe, Glaub' und Hoffnung sind erfüllt;
Wundertätig ist die Liebe, die sich im Gebet enthüllt.“[71]

Dem Betenden, Ehrfürchtigen offenbart sich Gott in seiner Macht und Liebe, und beide brauchen wir, um Antwort zu erhalten auf jene letzten Fragen, die die Welt mit ihrer Klugheit, das Wissen mit seiner Kraft nicht lösen können, weshalb Goethe bekennt: „Über viele Dinge kann ich nur mit Gott reden“[72].

Das Gebet setzt eine Vorsehung und unsere Freiheit voraus und ist Torheit, wenn alles Geschehen Naturnotwendigkeit ist. So zahlreich Goethes Aussprüche sind, in denen eine pantheistische Grundstimmung nicht zu leugnen ist, so fehlt es doch nicht an solchen, die die starre Notwendigkeit erweichen und den Weg in ein freundlicheres Land zeigen, wo

neben dem Zwang und despotischer Herrschaft der Kausalität auch die Freiheit Raum hat.

„Gott helfe weiter und gebe Lichter, daß wir einander nicht im Wege stehen“[73], lautet ein kurzes, rührendes Gebet des Dichters, das Hilfe erfleht, die die Natur nie geben könnte. Viel deutlicher redet Goethe von der Vorsehung in jenem Gespräch mit Eckermann, das sich mit der Tendenz des Wilhelm Meister beschäftigt. Da heißt es: „Man halte sich an die Worte Friedrichs, die er am Ende an unseren Helden richtet, indem er sagt: Du kommst mir vor wie Saul, der Sohn Kis, der ausging seines Vaters Eselinnen zu suchen und ein Königreich fand. Hieran halte man sich, denn im Grunde scheint doch das Ganze nichts anderes sagen zu wollen, als daß der Mensch trotz aller Dummheiten und Verwirrungen, von einer höheren Hand geleitet, doch zum glücklichen Ziel gelange.“ Diese höhere Leitung zu erkennen und uns „auf jede Weise verehrend dem Erhabenen hinzugeben“, ist die fromme Mahnung Goethes, die er im Wilhelm Meister selbst ausspricht[74].

Ein Christentum zu seinem „Privatgebrauch“[75] wollte Goethe haben, Lavatern bittend, sie möchten einander ihre „Partikular-Religionen ungehudelt“ lassen[76]. Es verdroß ihn, daß Lavater allen Vögeln die schönsten Federn raubte, um seinen „Paradiesvogel“ (Christus) damit zu schmücken[77]. Und dieser Christus schien Goethe ein „problematisches Wesen“[78]. Problematisch freilich nicht im geringschätzigen, sondern im erhöhten Sinne als über alles Maß hinausgehend. Folgt der Dichter aber seiner eigenen Maxime, bei bedeutenden Individuen das, was problematisch ist, auf sich beruhen zu lassen, um um so leb-

hafter ihre Vorzüge anzuerkennen[79], dann bekennt er offen, daß es durchaus in seiner Natur läge, Christo „anbetende Ehrfurcht zu erweisen". „Ich beuge mich", fährt er fort, „vor ihm, als der göttlichen Offenbarung, des Prinzips der höchsten Sittlichkeit."[80] In Christo schauen wir die höchste, die göttliche Würde des Menschen in der reinsten Form, weshalb er mit Recht göttlich genannt wird.

„Gott schuf den Menschen nach seinem Bilde,
Dann kam er selbst herab, Mensch, lieb und milde."[81]

„Der durch alle Himmel Geflossene"[82] zeigt seine heilige Größe durch jenen göttlichen Adel, der „immer vom Gemeinsten hinaufstieg"[83], zu ihm bekennt sich das Geschlecht, „das aus dem Dunkel ins Helle strebt"[84].

Theologische Kontroversen ärgern Goethe, den Feind unfruchtbarer Spekulationen, dem dann wohl auch ein hartes Wort entfährt vom „Scheinding" der Lehre von Christo, das ihn, als Menschen, als „eingeschränktes, bedürftiges Ding rasend macht"[85].

Sind „Zuversicht und Ergebung die Grundlagen jeder besseren Religion"[86], dann muß dem Christentum, das „mit Glaube, Liebe und Hoffnung gar anmutig hindurch hilft"[87], die höchste Stelle zugewiesen werden. „Es ist der einzige Fortschritt der Weltgeschichte, ein mächtiges Wesen an sich, das keiner Stütze bedarf, an dem sich die leidende Menschheit immer wieder emporrankte. Über die Hoheit und sittliche Kultur des Christentums, wie es in den Evangelien schimmert, wird der menschliche Geist nicht hinauskommen. Sobald man die reine Lehre und Liebe Christi, wie sie ist, wird begriffen und in sich eingelebt haben, wird man sich als Mensch groß und frei fühlen — — — auch werden wir alle nach und

nach aus einem Christentum des Wortes und Glaubens immer mehr zu einem Christentum der Gesinnung und Tat kommen."[88] Zu Kanzler Müller sagte Goethe: „Sie wissen, wie ich das Christentum achte, oder wissen es auch nicht. Wer ist denn heute ein Christ, wie Christus ihn haben wollte? Ich allein vielleicht, ob ihr mich gleich für einen Heiden haltet"[89].

An dieser Religion, dem praktischen Christentum, will Goethe festhalten, unbeirrt und unverwirrt durch dogmatische Subtilitäten, über deren Wert, bzw. Unwert er sich in „Dichtung und Wahrheit" ergötzlich und anmutig äußert[90].

Für die Sünde als Mißbrauch unseres Willens und unserer Freiheit kann ein folgerichtiger Pantheismus kein Verständnis haben, denn die Natur kennt nicht Gut und Böse, kein Sittengesetz und keine freie Entscheidung. Aber in jener oben angeführten Stelle aus dem Briefe an Jacobi[91] erklärt Goethe, es sei für ihn auch als sittlichen Menschen gesorgt, denn er sei nicht nur Polytheist und Pantheist, sondern auch Deist. Als solcher, dem Gott die Verkörperung des Sittlichen darstellt, ist ihm das Gefühl der Unwürdigkeit, die uralte Klage von Sünde und Schuld, nicht fremd. „Wir erschrecken über unsere Sünde, wenn wir sie an andern erblicken", weil das in diesem Falle geschärfte Auge ihre Größe und Gewalt richtig einschätzt. Voll tiefer Abgründe, die uns Gefahr drohen, ist das Leben, „doch hier in unserem Herzen ist der tiefste."[92]

„Ihr führt in's Leben uns hinein,
Ihr laßt den Armen schuldig werden,
Dann überlaßt ihr ihn der Pein;
Denn alle Schuld rächt sich auf Erden."[93]

Sie rächt sich durch „des Herzens grimmen Strauß, des Vorwurfs glühend bittre Pfeile“[94], die der Gott in uns entsendet, der leise, aber vernehmlich spricht „was zu ergreifen ist und was zu fliehen“[95].

Rührend klingt die Klage:

„Ich brachte reines Feuer vom Altar;
Was ich entzündet, ist nicht reine Flamme.“[96]

Rührend, wenn wir daran denken, wie allgemein diese Klage sein müßte, wenn sich alle so streng beurteilten, wie es Goethe oft und oft tat. Dagegen spricht jenes Wort Goethes durchaus nicht: „Nichts ist interessanter als die Menschen kennen zu lernen, aber hüte dich, daß du dich selber kennen lernst“, denn da ist zwischen dem Dichter und dem Menschen zu unterscheiden und nicht jeder Sturm in unserer Seele wirft „poetische Perlen an den Strand“. Trotz solcher gelegentlicher Worte bleibt er ein strebend sich Bemühender, der das urfromme Wort ausspricht: „Niemand, als wer sich ganz verleugnet, ist wert zu herrschen und kann herrschen“[97].

Wie so viele seiner Werke eine Beichte sind, in denen zum Erkennen auch das befreiende Bekennen tritt, so erscheint auch der Faust als ein offenes Geständnis. Faust, der Strebende, Schaffende, Suchende, wenn auch Irrende, Mephisto, der Verneinende, Ideallose, Sinnliche, sie stellen die zwei Seelen dar, die in Fausts Brust wohnen. Dem Streben, aus der Sünde Fesseln frei zu werden, so könnte man richtig und christlich sagen, wird der Lohn.

„Gerettet ist das edle Glied
Der Geisterwelt vom Bösen:
Wer immer strebend sich bemüht,
Den können wir erlösen.

Und hat an ihm die Liebe gar
Von oben teilgenommen,
Begegnet ihm die selige Schar
Mit herzlichem Willkommen."[98]

An das Bibelwort: „Es ist im Himmel mehr Freude über einen Sünder der Buße tut, vor neun und neunzig Gerechten, die der Buße nicht bedürfen"[99], erinnern die bekannten Verse:

„Es freut sich die Gottheit der reuigen Sünder;
Unsterbliche heben verlorene Kinder
Mit feurigen Armen zum Himmel empor."[100]

Der Gedanke der Wiedergeburt scheint ausgesprochen in dem bekannten Worte: „Unser ganzes Kunststück besteht darin, daß wir unsere Existenz aufgeben, um zu existieren", wobei Goethe noch hinweist auf Matth. 10, 39 und 16, 25[101].

„Wo ich aufhören muß sittlich zu sein, habe ich keine Macht mehr"[102], ist ein deutlicher Fingerzeig für alle, die Macht nach außen suchen und die über sich selbst die Macht verlieren. „Alles, was unsern Geist befreit ohne ihm die Herrschaft über uns zu geben, ist verderblich."[103] Dieses Wort bedeutet eine deutliche Absage an alle die falschen Propheten, die jene hohle Freiheit künden, deren Wesen darin besteht, daß wir tun, was wir wollen und nicht, was wir sollen. Alle diese Gedanken Goethes sind prägnant, d. h. fruchtbar; es läßt sich viel von ihnen ableiten. Sie sind sittlich, denn sie stellen die höchsten Anforderungen an den inneren Menschen. Verstummen müßten alle die gedankenlosen Schwätzer, die den großen Dichter immer noch als leichtfertigen Genießer verschreien, wenn sie einmal ernstlich dem Goetheschen Gebete

nachsinnen würden: „Möchte der Gedanke der Reinheit, der sich bis auf den Bissen erstreckt, den ich zum Munde führe, immer lichter in mir werden“[104].

Goethe hatte „zuviel Gemüt an die Bibel gewandt“[105], um für Voltaireschen Spott oder Bahrdtsche Vergewaltigungen[106] zugänglich zu sein. Er dachte auch viel zu ehrfürchtig von dem geschichtlich Gewordenen, Altüberlieferten, um bei aller Liberalität in jenen Nihilismus auszuarten, dem nichts heilig ist.

„Ich war ihr (der Bibel) fast allein meine sittliche Bildung schuldig[107], wie weite, ja weiteste Kreise des ganzen Volkes, die niemals die Bildung werden verleugnen können, die sie von der Bibel hergenommen haben.“[108] Das Ansehen der Schrift wird nicht abnehmen, nein, es muß gewinnen, „je höher die Jahrhunderte an Bildung steigen und sie teils als Fundament, teils als Werkzeug der Erziehung benützen“[109]. Kurz vor seinem Tode sprach er zu Eckermann Worte, die gerade mit Rücksicht auf die heute so oft geübte Bibelkritik besonders beherzigenswert sind: „Übrigens echt oder unecht sind bei den Dingen der Bibel gar wunderliche Fragen. Was ist echt als das ganz Vortreffliche, das mit der reinsten Natur und Vernunft in Harmonie steht und noch heute unserer höchsten Entwicklung dient. Und was ist unecht als das Absurde, Hohle, Dumme, was keine Frucht bringt, wenigstens keine gute“[110].

Sie, die Bibel, „wirkt Glauben und Sittlichkeit“, das genügt, um ihr ewigen Wert zu verleihen. Sie bleibt was sie ist und wird nicht dazu, wozu sie dieser oder jener machen möchte.

„Vom Himmel steigend, Jesus bracht'
Des Evangeliums ew'ge Schrift,
Den Jüngern las er sie Tag und Nacht,
Ein göttlich Wort, es wirkt und trifft."[111]

Die Bibel wird immer schöner, je mehr man sie versteht[112], d. h. jene Kultur und Hoheit innerlich empfindet, die ihr absoluten Wert verleiht.

Über den Protestantismus, den Goethe als Kind und Schüler kennen lernte, urteilt er nicht günstig. Das kann uns nicht befremden. Die Religion, damals alles Mysteriösen möglichst entkleidet und auf dürftige, hausbackene Moral gebracht, hatte der sogenannte „gesunde Menschenverstand" alles tieferen Lebens beraubt und sie für warme Gemüter ungenießbar gemacht[113]. Goethe fand glücklicherweise in mancherlei Beziehungen zu den „Stillen im Lande" die notwendige gefühlsmäßige Ergänzung[114].

Luther hat er oft und mit vollen Tönen gepriesen als „Genie sehr bedeutender Art, auch noch in fernen Jahrhunderten produktiv"[115]. Man achte auf das Wort produktiv. Darin liegt die höchste Wertschätzung, zugleich implicite die Zurückweisung des so oft gehörten katholischen Vorwurfes: Luthers Tat sei der Herostrats zu vergleichen.

Weihevoll ergreifen ihn die Töne der Glocken, die das Reformationsfest einläuten. „Ein Schall, ein Ton, bei dem wir nicht gleichgültig bleiben dürfen. Erhalt' uns, Herr, bei deinem Wort!"[116] Er stellt „wahrhaft großem protestantischen Gewinn" „das alte überwundene Zeug" gegenüber, das unter „erneuter mystisch-pantheistischer, abstrus-philosophischer Form" anläßlich der Berufung Schellings nach Jena eingeführt werden sollte[117], dabei an jenes klare Licht

denkend, das von Luther ausging, den „ein Blitz ins Kloster trieb und dann zur Erkenntnis eines Funkens der Wahrheit brachte“[118].

Wie es für Shakespeare als „größter Lebensvorteil“ zu achten ist, daß er als Protestant geboren wurde[119], so auch gewiß für Goethe, dessen weltoffener und dabei frommer Sinn in dieser Art nur auf evangelischer Grundlage möglich ist, weshalb Goethe sich trotz manches Trennenden doch als „einen treuen und anhänglichen Gewidmeten der protestantischen Kirche“ bezeichnet[120] mit dem Bekenntnis: „Wir wissen gar nicht, was wir Luther und der Reformation zu verdanken haben, der uns von den Fesseln geistiger Borniertheit befreit und uns mit festen Füßen auf Gottes Erde gestellt hat“[121].

Daß Goethe als Dichter und Künstler ein offenes Auge für die Schönheiten des katholischen Kultus hatte, läßt sich begreifen, ja es muß vorausgesetzt werden. Er, der Polytheismus, Pantheismus und Deismus in seiner einzig großen Persönlichkeit zu vereinigen verstand, konnte auch konfessionell unmöglich engherzig denken. Es genügt wohl, wenn wir an Gretchens Gebet zu Maria, an den Schluß des Faust erinnern, um das verständlich zu machen. Umsomehr fällt Goethes Ausspruch in dem bekannten Briefe an Reinhard ins Gewicht, daß „sich dem Protestantismus zu nähern die Tendenz aller derer ist, die sich vom Pöbel unterscheiden wollen“[122].

„Der Mensch soll an die Unsterblichkeit glauben und hat ein Recht dazu.“[123] Seine ungenützten Kräfte sollen nicht im Grabe modern; „so verschwenderisch behandelt die Natur ihre Kapitalien nie“[124]. Der bis zum Tode schaffend wirkende, greise Dichter

will von Ruhe nichts wissen, er verlangt ein neues Feld der Tätigkeit.

„Du hast Unsterblichkeit im Sinn,
Kannst du mir deine Gründe nennen?
Gar wohl, der Hauptgrund liegt darin,
Daß wir sie nicht entbehren können."[125]

In diesen Versen liegt, unseres Erachtens, keine Ironie, sondern ein Anklang an die Kantischen Postulate der „Praktischen Vernunft". Wir wünschen und fordern nur das, was im tiefsten Wesen der Natur begründet ist.

Mit Lorenzo von Medicis erscheinen Goethe diejenigen, die kein anderes Leben hoffen, auch für dieses tot[126]. Und er kann sich einen denkenden Menschen nicht vorstellen, der sich beim Nichtsein, beim Aufhören des Denkens und Lebens beruhige[127].

Den großen leitenden Gedanken, dem wir bei Goethe immer wieder begegnen, daß jede Evolution zu begrüßen, Revolution aber zu meiden sei, als die der Natur nicht entspreche, verrät der Dichter auch im Gespräch mit Knebel, in welchem er es „einen Artikel seines Glaubens" nennt, „daß wir durch Standhaftigkeit und Treue in dem gegenwärtigen Zustande ganz allein der höheren Stufe eines folgenden und sie zu betreten fähig werden, es sei nun hier zeitlich oder dort ewiglich"[128]. „Ich zweifle nicht", sagt er, „an unserem Fortdauern, denn die Natur kann die Entelechie nicht entbehren. Aber wir sind nicht auf gleiche Weise unsterblich, und, um sich künftig als große Entelechie zu manifestieren, muß man auch eine sein."[129]

Die Entelechie, die Urmonas, der Geist ist unzerstörbar, fortwirkend von Ewigkeit zur Ewigkeit, der

Sonne ähnlich, die bloß unseren irdischen Augen unterzugehen scheint, die aber eigentlich nie untergeht, sondern unaufhörlich fortleuchtet[130].

Wissen und Glauben sind dem Dichter keine einander feindlichen Mächte. Ihre Verbindung ergibt das Rechte[131] und alle Wissensstolzen mögen sich vor Augen halten, daß alles Denken nur bis zu jener Grenze führe, wo Seher und Sänger, denen eine besondere Intuition eigen ist, zu Worte kommen müssen. Religion (nicht Dogmatik) ist die Seele unserer Kultur, sie ist der warme Golfstrom, der die Einöde fröhlich macht, der linde Lenzhauch, der Blüten über Blüten weckt. Jede Verehrung eines würdigen Gegenstandes ist immer von einem religiösen Gefühl begleitet[132], „das Erhabene aber, durch Kenntnis zerpflückt, tritt nicht leicht wieder zusammen“[133]. Wird es mit ehrfürchtigem Gefühl, mit Glauben, mit frommer Ahnung aufgenommen, dann und nur dann offenbart es seine wunderbare Kraft, uns selbst über uns hinauszuheben, frei zu machen und doch zu binden.

„Nun fühlt der Mensch der Ehrfurcht hehre Bande,
Er fühlt sich frei, wenn er gebändigt lebt.“[134]

Den schönsten Ausdruck hat Goethe für dies Gefühl gefunden in den unvergleichlichen Versen der Marienbader Elegie:

„In unsers Busens Reine wogt ein Streben,
Sich einem Höhern, Reinern, Unbekannten
Aus Dankbarkeit freiwillig hinzugeben,
Enträtselnd sich den ewig Ungenannten;
Wir heißen's: fromm sein!“[135]

Goethe und das Leben.

Ist das Leben in seinen Ursprüngen wie in seinen Zielen ein Problem, eine Frage, die allzeit mit heißem Bemühen studiert wurde, ein Problem, das Tränen kostete und über dem manch armes Menschenherz zerbrach, das freilich auch von andern hinwegge-spottet wurde mit dem höhnischen Zurufe: „Ein Narr wartet auf Antwort“[1], so muß und wird ein Geist, der in Goethes Spuren wandelt, über all den Fragen, die seit Jahrmillionen den Menschen bedrängen und die ihm gewiß auch nicht gleichgültig sein dürfen, das Leben nicht verlieren, das von uns nur eines verlangt: Die Tat!

Wir haben die heilige Pflicht, uns an dem Leben als einer ernsten, schweren Aufgabe schaffend zu versuchen.

„Die Welt rennt unter einem weg wie ein Schritt-schuh; man muß sich vorwärts beugen, um nur nachzukommen, rückwärts darf man nicht schauen“, schreibt Goethe an Boisserée[2], und was er von der Welt sagt, gilt auch vom Leben, das uns unter den Händen zerrinnt, wenn wir es nur betrachten, das aber immer höheren Gehalt bekommt, wenn wir der flüchtigen Zeit sorgsam und schaffend wahrnehmen.

Diese große Kunst verstand Goethe wie selten ein Sterblicher. Als er 74 Jahre alt war schrieb er[3]: „In meinen Jahren muß man vorwärtsgehen, auf-

wärtsbauen und nicht mehr nach dem Grundstein zurückblicken, auf welchen man sich gut fundiert zu haben glaubt". Dabei blieben Goethe jene großen Fragen nach dem Woher und Wohin? durchaus nicht fremd, aber sie durften die Kraft nicht zermürben, die uns Gott gegeben hat, damit wir das Unsere leisten in einem Leben, das Darlehen und nicht Gabe ist.

Ein weltflüchtiger, überspannter Idealismus, den die Wirklichkeit erschreckte[4] und dem der enge, gedrückte Tag gleichsam den Atem raubte, floh oft genug aus dem Leben, dem bunten, vielgestaltigen, aber lärmenden und verletzenden Leben in das Reich der Gedanken, der Träume, des stillen Sinnens und klagte, „daß nicht alle Blütenträume reiften"[5]. Er mißverstand die tiefe Wahrheit des Goethewortes, daß die Idee, „wenn sie real wird, ihre Würde verliere"[6], und deshalb begegnen wir im langen Zuge der sterblichen Geschlechter immer wieder Jenseitsfanatikern, Spiritualisten, mönchisch und asketisch gesinnten Naturen, die sich vor der Berührung mit dem Leben in dieser Welt scheuen, weil die Vollkommenheit, die Versittlichung, zu ihrer Voraussetzung die Entsinnlichung habe.

Je stärker sie nach der geistigen und geistlichen Seite zu ziehen versuchten, umso stärker fiel die natürliche Reaktion aus, und es meldeten sich, vordringlich und laut genug, die derbsinnlichen Genießer, die oberflächlichen Welt- und Lebensbejaher, die Diesseitsfanatiker mit dem Sprüchlein: carpe diem!, denen alle über die Grenzen dieses zwischen dem ersten Schrei des Kindes und dem letzten Seufzer des Sterbenden eingepfählten Lebens hinausreichenden Gedanken als Torheit erscheinen.

Zwischen der Weltflucht der einen und der Weltsucht der andern, als den Extremen, gilt's die rechte Stellung auszumitteln, eine Devise zu wählen, die weder „memento mori“ noch „carpe diem“ allein, wohl aber beides zusammen wäre. Leicht steht da Goethe, der Gesunde, der Weise, vor unsern Augen.

So machtvoll er, um nur eines zu nennen, im Faust die ewigen Fragen auf dem Wege „vom Himmel durch die Welt zur Hölle“ und von der Tiefe aufwärts zur Höhe angefaßt hat, der Faust wird glücklich erst dann und da, wo er in selbstlosem, schaffendem Wirken das Ziel seines Lebens erreicht sieht.

„Ja! diesem Sinne bin ich ganz ergeben,
Das ist der Weisheit letzter Schluß:
Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben,
Der täglich sie erobern muß.“[7]

Das ist der Goethesche Standpunkt. Statt das Schicksal jener edlen, grübelnden und forschenden Geister zu teilen, die auf dem Wege zur Wahrheit „in den Vorhöfen der Geheimnisse ermordet wurden“[8] und deren Leben so ohne eigentliche Frucht blieb, bleibt Goethe das Leben Gabe und Aufgabe.

„Mein Erbteil, wie herrlich, weit und breit,
Die Zeit ist mein Besitz, mein Acker ist die Zeit.“[9]

Hinter allem Wechselnden ruht ein Ewiges[10], und die flüchtigen Stunden sollen an das Ewige gemahnen[11], nicht im Sinne abstrakten Denkens, sondern praktischer Pflichterfüllung. Was ist Pflicht? „Die Forderung des Tages“, antwortet Goethe[12]. Wie hat er selbst die wechselnden Pflichten des Tages erfüllt! Keine war ihm zu gering, für keine dünkte

er sich zu groß; ein leuchtendes Vorbild für die vielen, die die Nase rümpfen, wenn es gilt die alltäglichen Pflichten treu zu erfüllen.

„Noch ist es Tag, noch rühre sich der Mann,
Es kommt die Nacht, da niemand wirken kann."[13]

„Dasein ist Pflicht und wär's ein Augenblick"[14], so ernst nimmt der Dichter das Problem des Lebens! „Tätig zu sein ist des Menschen erste Bestimmung und alle Zwischenzeiten, in denen er auszuruhen genötigt ist, sollte er anwenden, eine deutliche Erkenntnis der äußerlichen Dinge zu erlangen, die ihm in der Folge abermals seine Tätigkeit erleichtert".[15] So wird selbst die Ruhe zu einer Art von Tätigkeit und der Müßiggang, das „süße Nichtstun", dies heißerstrebte Ziel so vieler Menschen, haben keinen Raum in einem Leben, das diesen Namen wahrhaft verdienen will

„Und dein Streben — sei's in Liebe,
Und dein Leben sei die Tat!"[16]

„Unnütz sein ist tot sein"[17], „des echten Mannes wahre Feier ist die Tat!"[18] Unsere Würde, dem Augenblick Dauer zu verleihen, ist ebenso eine Bürde. Sie legt uns heilige Pflichten auf und mahnt uns, das Beste in uns „in edler Tat zu gestalten"[19].

„Das Große, Schöne, Bedeutende, das uns begegnet, soll sich in unser Inneres verweben, mit ihm eins werden, ein neues, besseres Ich in uns erzeugen und so ewig bildend in uns fortleben und schaffen."[20] Goethe will, daß innere und äußere Kräfte, Seele und äußeres Leben sich zu fruchtbringendem Schaffen vereinen, daß mit einem Worte alles, was Kraft genannt werden kann, positiven Zwecken dienstbar gemacht werde.

„Und nun sei ein heiliges Vermächtnis
Brüderlichem Wollen und Gedächtnis:
Schwerer Dienste tägliche Bewahrung,
Sonst bedarf es keiner Offenbarung.“[21]

Betrachtungen, die geeignet sind Lust und Kraft zum Leben zu erhöhen, sind willkommen. Was unsere Lebensanschauung vertiefen kann, darf nicht ausgeschlossen werden. Die Türen, die in eine andere Welt führen, will Goethe nicht schließen, denn durch sie dringt reinere Luft und helleres Licht in die oft so drückende und dunkle Enge des Lebens, aber verhindern will er, daß wir durch sie, Werthern gleich, das Leben verlassen.

Die da klagen, daß ihnen das Leben nutzlos unter den Händen zerrinne, tragen selbst die Schuld. Faßten sie die Pflicht des Tages scharf ins Auge, hingegeben „des Handelns ew'ger Unschuld“[22], könnten sie auch ihr Leben zur Ewigkeit gestalten, die ja nichts anderes ist als „eine Folge von konsequenten Augenblicken“[23]. —

Der sittliche Mensch wird seinen Acker bestellen, ohne erst auf einen „Augenblick von aisance und Zufriedenheit zu warten“[24].

„Das Muß ist hart, aber beim Muß kann der Mensch allein zeigen wie's mit ihm steht. Willkürlich leben kann jeder!“[25] Das sind goldne Worte, Worte jener höchsten, heute so oft verachteten, heiligen Weisheit, die Ordnung schafft durch Unterordnung und die im „kategorischen Imperativ“ Kants ihren prägnantesten Ausdruck, in Goethes Leben ihre glänzendste Darstellung gefunden hat.

Eine Zeit, wie die unsere, die wenig Ideale, aber umsomehr Idole, wenig Glauben, aber viel

Aberglauben hat, die Freiheit und Anarchie verwechselt und „vor lauter Wollen nicht weiß, was sie will“[26], sollte von Goethe lernen, daß der Mensch der Pflicht unbedingt zu gehorchen habe und in seinem Herzen nur heiliger Wille, nicht unheilige Willkür gelten dürfe.

„Da ist's denn wieder, wie die Sterne wollten:
Bedingung und Gesetz und aller Wille
Ist nur ein Wollen, weil wir eben sollten,
Und vor dem Willen schweigt die Willkür stille.“[27]

Die Lust am Leben wächst aus der Pflichterfüllung hervor, die Unlust dagegen liegt dann auf der Lauer, wenn die Menschen alles vom Leben erwarten, statt alles dem Leben zu geben. Enttäuschungen, zerbrochene Hoffnungen, unerfüllte Träume bezeichnen den Weg der Unzähligen, die auf das Glück warteten, statt es sich zu schaffen.

Treffend und ganz im Sinne Goethes mahnte der alte Gneisenau: „Begeistere das menschliche Geschlecht für seine Pflicht zuerst, dann für sein Recht“.

„Und was kann gräßlicher dem Edlen heißen,
Als ein Entschluß, der Pflicht sich zu entreißen.“[28]

So empfand Goethe und er bekannte, der große Begriff der Pflicht allein vermöge es, ihn „aufrecht zu halten“[29].

In seiner hohen Auffassung der Pflicht treffen, wie in seinem ganzen Wesen, Freiheit und Gebundenheit zu schönster Wirkung zusammen und treffend bemerkt Chamberlain: „Die Freiheit gesegneten Tuns schöpft der Mensch, nach Goethe, aus der Kraft seiner Ehrfurcht. Es ist nicht zuviel gesagt, wenn wir die Ehrfurcht, welche in Goethes subjektivem Innern

die Atmosphäre ausmacht, in der er lebt und webt, objektiv als den Kern seiner Weltanschauung bezeichnen"[30].

Diese Ehrfurcht ist eine im höchsten Maße produktive Kraft, denn indem sie ein Höheres, sei es Gott, Idee, Pflicht, Tugend, Reinheit, anerkennt und sich ihm beugt, hebt sie den Menschen empor, dem ja freilich die zahlreichen falschen Propheten und Giftmischer auf Märkten und Straßen gerne einreden möchten, daß er absolut frei und Ehrfurcht durchaus veraltet sei.

Es gab wohl nie einen innerlich so freien Menschen in deutschen Landen wie Goethe, gerade er schrieb die herrlichen, ewig gültigen Verse:

„Nun fühlt der Mensch der Ehrfurcht hehre Bande,
Er fühlt sich frei, wenn er gebändigt lebt."[31]

Damit aber niemand diese Worte mißverstehe, sagt er ein andermal klar und deutlich, es handle sich nicht um gemäßigte, sondern um gebändigte Kraft[32]; die ist einzusetzen, damit das höchste Ziel des Lebens erreicht werde.

„Elender ist nichts als der behagliche Mensch ohne Arbeit, das Schönste der Gaben wird ihm ekel."[33] Zweck des Lebens kann und darf nicht der Genuß, darf nur das Leben selbst sein[34], das Goethe mit schaffendem Wirken, strebendem Bemühen, sittlicher Vollendung, harmonischer Entwicklung aller Kräfte identisch ist. Solches Leben lehrt jeden, was er sei[35] und läßt ihn wachsen, ob er nun „einen größeren oder kleineren Kreis mit seiner Tätigkeit erfüllt"[36].

So oft und so leicht sich der denkende Mensch vom rechten Wege verirrt, dem tätigen ist er viel

klarer vorgezeichnet[37], der den Stein hebt, der vor ihm liegt, sich an das Nächste haltend, dabei rüstig weiterschreitend in fruchtbarer Tat zu immer neuen Taten[38].

Tumultuarisches Tun, sprunghafte und kraftlose Initiative, wie sie so vielen Menschen eignen, sind Goethe verhaßt.

„Ohne Hast, ohne Rast,
Tät'gen Sinns das Tun gezügelt,
Stetig Streben ohne Hast."[39]

Stetig Streben, heiterer Sinn, reine Zwecke[40] verbürgen uns ein fruchtbares Leben, ob unser Weg über lichte Höhen führe oder durch das Dunkel der Niederung; nur so „gewinnt sich das Lebendige aus Folg und Folge neue Kraft, denn die Gesinnung, die beständige, sie macht allein den Menschen dauerhaft"[41].

In einem wunderbaren Kreislauf von Empfangen und Geben wächst die Persönlichkeit des Menschen. Immer gesteigerte Kräfte wendet er an die Aufgabe des Lebens und aus den wachsenden Pflichten — „es wächst der Mensch mit seinen größern Zwecken" — strömt ihm immer neue Kraft zu. Übung macht auch da den Meister, und wer sein Pfund vergräbt[42], darf sich nicht wundern, wenn er auch dieses verliert.

„Jedes Geschäft wird durch ethische Hebel bewegt und alles kommt auf die Persönlichkeit an"[43], die nur dann dem der Allgemeinheit wertvoll ist, wenn sie sich den schmachvollen Banden armseligen Eigeninteresses entreißt und, wie Goethe, sich zum Losungswort erkürt: „Gemeinsinn"[44].

So lernen wir von unserm Dichter ein Zweifaches. Erstens: Unser Leben sei Streben, Schaffen, unermüdliches Wirken. Zweitens: All unsere Arbeit, alle „bestimmte Tätigkeit"[45] gewinnen ihren höchsten Wert, wenn sie „den Bedürfnissen anderer auf eine regelmäßige und zuverlässige Weise entgegenkommen"[46].

„Wohltätigkeit" nennt Goethe in einem Briefe an Frau von Stein „die Freude seines Lebens"[47] und er möchte noch „lange auf dieser schönen Welt und in Kraft, ihr zu dienen und sie zu nutzen, erhalten bleiben"[48].

„Edel sei der Mensch,
Hilfreich und gut!
Denn das allein
Unterscheidet ihn
Von allen Wesen,
Die wir kennen."[49]

Goethe ist nicht nur ein dichterisches, er ist auch ein menschliches Genie und zu den wunderbaren Werken seines Geistes tritt sein Leben selbst als ein herrliches Werk seines warmen Herzens hinzu, beide zusammen seinen Ruhm kündend auch in fernste Zeiten.

Bei solcher Auffassung des Lebens besteht keine Gefahr, daß es erstarre, den lebendigen Fluß verliere und ohne Frucht bleibe. Goethe war lebendig bis zum letzten Atemzuge, lebendig in des Wortes höchster Bedeutung.

„Um umzuschaffen das Geschaffne.
Damit sich's nicht zum Starren waffne,
Wirkt ewiges, lebend'ges Tun."[50]

Die Möglichkeit lebendigen Schaffens gibt nun freilich nur eine gewisse gesunde Bestimmtheit unseres Herzens. Wir müssen trachten, das stabile Gleichgewicht in unserm Innern zu erringen, und das gelingt nur dem, der keinen Utopien nachhängt, sondern auch mit den dunklen Schatten vertraut ist, die auf dem Bilde des Lebens liegen.

Ein Lieblingsspruch Goethes war: sustine et abstine — ertrage und entsage[51]. „Der hohe Sinn des Entsagens macht den Eintritt ins Leben erst denkbar.“[52] „Alles ruft uns zu, daß wir entsagen sollen“[53], und an Schuberth schreibt Goethe, „Entsagung habe ihn gekräftigt“[54]! Dies Wort klingt wie ein Widerspruch, aber es ist keiner. Wer entsagen gelernt hat, wird mit dem Leben als ein Starker und Glücklicher weit eher zurecht kommen, als jene halt- und kraftlosen Gemüter, die von unablässigem Wünschen umgetrieben werden und dabei die Wahrheit des Wortes lernen: „Dort, wo du nicht bist, ist das Glück“.

Das Gute ist stets auf der Seite der Kraft. Entsagung ist, wie Demut und Ehrfurcht, eine hohe Kraft. „Wir müssen sehen, wie wir uns mit dem Leben wieder zurechtsetzen.“[55] — Das ist Weisheit, die das Gegebene nimmt wie es ist und dann versucht, soviel Gewinn edelster Art herauszuholen, als nur irgend möglich ist.

Auch Leiden und Entsagen dürfen den Kern unseres Wesens nicht zerstören, und das ist nur so zu erreichen, daß wir uns auf sie einstellen, daß wir auch „mitten im Glück in einem anhaltenden Entsagen leben“[56].

Den Werther hat Goethe nur einmal geschrieben.

Er schied damit aus seiner Seele alles aus, was das fruchtbare Gleichgewicht seiner Natur stören konnte. Er rang sich zu der Gewißheit durch, daß dem sittlich Wirkenden keine seiner Bemühungen verloren gehe[57], wenn er sich ebenso vor Übereilung wie vor Versäumnis in acht nehme[58]. „Es gedeiht von dieser Arbeit weit mehr, als das Evangelium vom Sämann allzu bescheiden eingesteht"[59].

Daß Menschen sich so oft krank fühlen[60], kommt zum Teil von Veränderungen in ihrem Leben, denen sie innerlich nicht gewachsen sind, wo es dann „eine Epoche ohne Epoche gibt"[61], zum Teil aus der Reflexion, für die das alte Wahrwort gilt: „den Menschen verwirren weniger die Geschehnisse an sich, als die Meinungen über sie"[62].

„Sobald du dir vertraust, sobald weißt du zu leben."[63] — Vertrauen, das wir früher als Glauben kennen lernten, den Goethe als höchste und wichtigste Kraft einschätzt, ist der Gegensatz zu der zermürbenden Zweifelsucht und dem Mißtrauen, die leider so vielen Menschen als geistige Kraft und als Beweis besonderer Klugheit gelten. „Wer sich auf die Negative wirft", sagt Goethe, „zerstört sich selbst und verschwindet in Dunst."[64] Die Richtung auf das Positive, Wirksame, Steigernde, nicht Zerstörende ist für Goethe besonders kennzeichnend und darin liegt unseres Erachtens vor allem andern seine große erziehliche Bedeutung für unsere an der Kritik und Verneinung schwer leidende Zeit.

„Bleiben, Gehen, Gehen, Bleiben
Sei fortan dem Tücht'gen gleich;
Wo wir Nützliches betreiben
Ist der werteste Bereich."[65]

Hier gewinnt die Tat, neben der Wirkung nach außen, noch eine Wirkung nach innen. Sie hilft dem Menschen, den die Reflexion, die Beschäftigung mit sich selbst, zu der schmerzlichen Erkenntnis gebracht hat, daß Leben leiden sei, zu neuer geistiger Gesundheit zu gelangen.

„Der Sinn erweitert, aber lähmt, die Tat belebt, aber beschränkt.“[66] Unser Sinn, der Außenwelt offen durch die Tore unserer Sinne, in stillen Stunden nach innen gewendet, verliert sich leicht an beide Welten, vergißt über dem Empfangen das Geben, er sinnt statt zu handeln.

Je weiter die Grenzen sind, die er durchläuft, desto leichter erlahmt seine Kraft. Die Tat dagegen, die uns ein „hic Rhodus hic salta“ zuruft, beschränkt und belebt uns, indem sie uns im kleinsten Punkte die höchste Kraft in Anspruch nehmen läßt und diese Kraft durch Übung steigert.

Nachdenkliche Menschen, Naturen, die gerne grübeln, sind in der Regel keine Tatmenschen. Tatmenschen wieder scheuen das Sinnen und Nachdenken, über dem das Leben verloren gehe wie Sagunt den Römern: „Roma deliberante Saguntum perit“.

„Es sind nur wenige, die den Sinn haben und zugleich zur Tat fähig sind“[67] ist ein Wort Goethes, das uns an das bekannte Hamletwort erinnert: „Der angebornen Farbe der Entschließung wird des Gedankens Blässe angekränkelt“ und das die Frucht einer tiefen Beobachtung ist, das aber für Goethe selbst nur teilweise gelten mag, denn ihm war der Sinn und war die Tat gegeben.

Wie Schwerkraft und Wurfkraft im Leben der Natur nötig sind, um Beharren und Bewegen im

rechten Verhältnis zu erhalten, wie im Leben des Geistes Wissen und Glauben sich verbinden und ergänzen sollen, so sind auch Tat und Sinn bestimmt, sich wechselweise zu ergänzen.

Das Leben ist eine hochernste Sache, ob man dabei an Entstehen und Vergehen oder an die sittliche Bewährung denkt, zu der es uns aufruft.

Je heiliger uns die Aufgabe erscheint, desto kostbarer wird die Gabe und — so eigentümlich es klingt, so wahr ist es — je ernster wir es nehmen, um so heiterer werden wir sein können, wie Goethe einmal meint.

Wenn es im Egmont heißt: „Wenn ihr das Leben gar zu ernsthaft nehmt, was ist denn dran?“ [68], so steht dies Wort nicht im Gegensatz zu der Aufforderung, das Leben ernst zu nehmen. Beide Aussprüche Goethes wollen mit- und durcheinander verstanden werden.

Den oberflächlichen Genußmenschen gilt das erste, das sie lehren soll, die rechte Heiterkeit zu gewinnen, die nur dem zuteil wird, dem es auch am Ernste nicht fehlt und dessen tiefes Gemüt den guten Nährboden abgibt für schöne Fröhlichkeit. Das andere warnt vor unfruchtbarem Grübeln, unnötigen Sorgen, überflüssigen Befürchtungen und gilt denen, „die über allem schwer werden und über denen alles schwer wird“ [69].

Wer ins Uferlose zieht mit seinen Wünschen und Träumen und plötzlich an die starren, festen Grenzen rauher Wirklichkeit stößt, wird leicht die Fröhlichkeit des Herzens verlieren. Glücklich dagegen wird der sein, der, wie Goethe, „Anfang und Ende seines Lebens in Beziehung setzen kann“ [70], d. h. dem die freund-

lichen Sterne, die seine Jugend erhellten, auch den Abend leuchtend machen und der beizeiten lernt, „seinem unbedingten Streben selbst seine Begrenzung zu bestimmen“[71], in aller Beschränkung glücklich, die ihn nicht hindert, innerlich reich zu werden und mit dem ganzen Reichtum der gesteigerten Persönlichkeit zu wirken und als ein wahrhaft freier Mensch dem Allgemeinen mit froher Tat zu dienen.

Goethe und das Leid.

„Aus meinen großen Schmerzen mach ich die kleinen Lieder", dies Wort gilt nicht nur für Heine, der es gesprochen, es gilt von jedem echten Dichter, es gilt im höchsten Maße von Goethe.

Bei meiner seligen Großmutter hing, schön eingerahmt, ein Autogramm Goethes, das sich mir, ohne daß ich es in jenen Jugendjahren verstanden hätte, tief eingeprägt hat. Es lautete:

„Die Flut der Leidenschaft, sie stürmt vergebens
An's unbezwung'ne feste Land;
Sie wirft poet'sche Perlen an den Strand,
Und das ist schon Gewinn des Lebens."

Wer erkennt in diesen Versen nicht den ganzen Goethe!? Unbezwungen und fest bleibt das Land seiner Seele, gesund und stark sein Herz. Nicht verschlingt die hochaufrauschende Flut von Leid und Leidenschaft sein Wesen, aber köstliche Perlen unsterblicher Dichtungen wirft sie an den Strand, ihm und uns ein hoher Gewinn des Lebens.

„Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt,
Gab mir ein Gott zu sagen, wie ich leide."[1]

Wir alle tragen und ertragen das Leid des Lebens oft genug im Schmerz verstummend und nur die Träne, „das holde Zeichen unserer Schwäche"[2], kündet den Sturm in unserm Innern. Der Dichter, dem

Apoll der Lieder süßen Mund verliehen, er formt den Schmerz zum Liede, er tröstet, er befreit, er spricht aus, was Tausende unklar und dumpf empfinden. Der Schmerz greift in die Saiten, die volltönend erklingen und in unserer Seele ein schmerzlich-süßes Echo erwecken.

„Wo kämen Davids Psalmen her,
Wenn er nicht selbst versuchet wär?“[3]

Goethes Dichtungen sind im edelsten Sinne des Wortes Gelegenheitsdichtungen, „die aufbewahrten Leiden und Freuden seines Lebens“[4], sie tragen die Farbe des Lebens, sind nicht „Poesie der Poesie“, sondern Poesie des Lebens, und darum ist sein Leid unsterblich geworden durch sein Lied, das auch den Nachgeborenen verständlich ist, weil der Schmerz unsterblich ist wie die Menschheit.

Der fünfundsiebzigjährige Goethe bekannte seinem Freunde Eckermann, er hätte in seinem Leben keine vier Wochen eigentliches Behagen gehabt. Rückblickend findet er: „es war das ewige Wälzen eines Steines, der immer von neuem gehoben sein wollte“[5]. Diese Klage des Dichters klingt pessimistisch wie die düstere Weisheit Schopenhauers, der jede Lebensgeschichte eine Leidensgeschichte und als einzigen Vorzug des Lebens den nennt, daß es so kurz sei.

Noch deutlicher drückt sich Goethe in den „Sprüchen“ aus, wo wir lesen, daß wir uns alle bei näherer Betrachtung krank fühlen und am Leben leiden[6]. „Kein kranker Mensch genießt die Welt“[7], wie könnten wir so recht von Herzen fröhlich sein, wenn wir doch alle krank sind und mit Werther klagend ausrufen

müssen: „Ach sind denn die Menschen vor mir schon so elend gewesen?“ [8]

„Alles was wir treiben und tun ist ein Abmüden. Wohl dem, der nicht müde wird!“ [9]

Während aber der weltverachtende, freudlose Philosoph zu dem Schlusse kommt, die Erlösung bringe nur die Aufhebung des Willens zum Leben, und in der starren Verneinung des Lebens ruhe das Heil, geht der Dichter einen ganz andern Weg. Er sieht in der Tat, in der durch nichts beirrten Pflichterfüllung, in der Bejahung des Lebens, in schaffendem Wirken die einzige Möglichkeit, den ungesunden, lähmenden Weltschmerz zu überwinden und versinnbildet uns seine großen, ewigen Gedanken in einem Bilde von unvergleichlicher Pracht — im Faust.

Trübe Stimmungen, tiefgreifende Verstimmungen kamen oft genug über Goethe und suchten ihn ganz in ihren Bann zu ziehen. Seine gesunde und kraftvolle Sittlichkeit wurde ihrer Herr; er setzte den auflösenden, negativen die schaffenden, positiven Kräfte seiner Natur entgegen, oder schied die Krankheitsstoffe durch ein Bekenntnis aus, das er, wie in seinem Werther, vor aller Welt ablegte.

Nichts lag ihm ferner als mit seinem Schmerze zu posieren, wie es vor und nach ihm so viele getan haben, die öfter aus kleinen, ganz kleinen Schmerzen sehr große Lieder gemacht haben. Bei Goethe ist alles höchste und edelste Natur; die Träne fließt nur, wenn er in tiefster Seele verwundet ist und der Lieder süßer Mund öffnet sich zur Klage nur, wenn er sich innerlich befreien muß, um sein Wesen unzerstört zu erhalten.

Das Leidgefühl war bei ihm, dem so stark emp-

findenden, von großer Tiefe. Es lag ihm, nach seinem eigenen Geständnis, nicht so fern, Werthern gleich, die Tür des Lebens hinter sich zu schließen.

Als Jüngling schreibt er an Kätchen Schönkopf: „Mein Elend hat mich auch gegen das Gute stumpf gemacht, das mir noch übrig bleibt. Mein Körper ist wieder hergestellt, aber meine Seele ist noch nicht geheilt. Ich bin in einer stillen untätigen Ruhe, aber das heißt nicht glücklich sein"[10]. Der alternde Goethe legte in das Werk, das er besonders liebte, in den Roman „Die Wahlverwandtschaften", die leidvollen Empfindungen einer späten Liebe, „eines Herzens, das zu genesen fürchtet"[11].

Die Quellen des Leides liegen sowohl außer als in uns. Der Strom des Lebens trägt das Leid in Palast und Hütte, aber eine Fülle von Schmerzen steigt auf aus den Tiefen der Seele, die eine verlorene Harmonie beklagt und sich geteilt sieht zwischen Tag und Nacht. Die trüben Gedanken, unreinen Begierden, leidenschaftlichen Erregungen, sie bilden „die Verdüsterungen", die Goethe einmal unser Schicksal nennt[12].

„Dem Herrlichsten was auch der Geist empfangen,
Drängt immer fremd und fremder Stoff sich an."[13]

Wie ein Bleigewicht hemmt der Stoff, das Niederziehende, Gemeine den hohen Flug der Seele und, ach, so leicht begnügen wir Menschen uns in irdischem Behagen[14].

Die Faustklage ist die Klage der Menschheit. Der strebende Faust muß ein leidender werden. Je höher das Göttliche in ihm hinaufstrebt, um so schmerzlicher empfindet er die hemmenden Einwirkungen, die teils

von der Welt, teils von ihm selbst herkommen. Es offenbart sich die „urangeborene Dualität“[15]. Faust, d. h. der Mensch, erkennt, daß die reinen Gedanken und Empfindungen, die uns Zeugnis geben, daß wir „ein würdig befundenes Gefäß zur Aufnahme eines göttlichen Einflusses“[16] sind, nicht rein bleiben; wir kommen zum schmerzlichen Bewußtsein des Gegensatzes von Wirklichkeit und Wahrheit, von Beharren und Wollen und können diesen Gegensatz nur in leidvollen, wundenreichen Kämpfen überwinden, um in „strebendem Bemühen“ eine höhere Stufe der Vollendung zu erreichen.

Der Blick in unsere Seele ist oft ein Blick in den „tiefsten Abgrund“[17], und sollte er nicht genügen, uns über uns selbst aufzuklären, weil wir uns gerne täuschen wollen, dann erfahren wir die Wahrheit beim Blick auf andere.

„Jeder tüchtige Mensch wisse und erfahre, was das ‚Erkenne dich selbst‘ heißen soll“ und „es gedeihe einem jeden praktisch zum größten Vorteil.“[18] Die Erkenntnis der Krankheit ist der Weg zur Genesung. Erkenntnis „der Fortifikationslinien unseres Daseins“[19] bewahrt uns vor falschem Streben, überspanntem Vertrauen in unsere Kräfte, lehrt uns aber auch die Güter und Kräfte kennen, die uns zum Lebenskampfe gegeben sind.

Der beste Weg, sich selbst kennen zu lernen und damit den Weg nach oben frei zu machen ist nicht Betrachten, sondern Handeln[20].

„Hat der Mensch (in Stunden der Reue) erkannt, daß man sich vom Leiden und Dulden nur durch ein Streben und Tun zu erheben vermag, daß für den Mangel ein Verdienst, für den Fehler ein Ersatz zu

suchen und zu finden sei, so fühlt er sich behaglich als einen neuen Menschen."[21]

Leider gilt von so vielen Menschen: „Zu leben weiß ich, mich zu kennen weiß ich nicht"[22], und von einer kleineren Zahl die Klage, daß sie ein „hypochondrisches Gewissen"[23] haben, welches ihnen die Kraft zerbricht, die sie so nötig brauchen, um sich emporzuschwingen. Beiden ruft Goethe zu, es gelte „ein gesundes Hineinblicken in sich selbst, ohne sich zu untergraben mit reinem Schauen", das er freilich selbst eine „seltene Gabe" nennt[24].

Immer sollen wir aktiv bleiben und alle Erkenntnis soll fruchtbar sein. So gilt auch vom Leid, daß es nicht zum Tode, nein, zum Leben führen solle.

Von all dem Leid, das als ein breiter Strom von Tränen durch die Lande und die Jahrtausende fließt, geht nur ein Teil auf die Ereignisse zurück, die, von uns unabhängig, unser Leben bilden. Wieviel in unserm Leben ist unsere Schuld. Ob es sich um versäumte Gelegenheiten, verträumte oder gar vergeudete Stunden handelt oder um die quälende Anklage und Klage, daß wir dem Augenblicke nicht gewachsen waren, eine Fülle von Selbstanschuldigungen begleitet das reifere, denkende Alter und wird zur Gefahr, daß wir über all den in die Vergangenheit gewandten Betrachtungen die Gegenwart verlieren. Davor warnt uns Goethe mit einem an sich leicht mißverständlichen Worte:

„Nichts taugt die Ungeduld,
Noch weniger Reue;
Diese vermehrt die Schuld,
Jene schafft neue."[25]

Daß er damit nicht oberflächlichem Lebensgenusse, der vor jeder ernsten Selbstprüfung zurückschreckt, das Wort reden will, offenbaren Hunderte von erschütternden Aussprüchen über Schuld und Sünde und über die Reue, das Leid, das ihnen folgen muß.

„Das Schaudern ist der Menschheit bestes Teil."[26]
Die sich verdammen heile die Wahrheit,
Daß sie vom Bösen froh sich erlösen.[27]

Die Wahrheit soll uns heilen und Goethe selbst stand nicht an, das schmerzende Urteil der Wahrheit zu ertragen. „Ich schwanke nicht, indem ich mich verdamme."[28]

In Dichtung und Wahrheit legt er vor aller Welt das erschütternde Bekenntnis ab, in dessen Worten das tiefste Leid erklingt: „Hier — gegenüber Friederike Brion — war ich zum erstenmal schuldig. Ich hatte das schönste Herz in seinem Tiefsten verwundet und so war die Epoche einer düsteren Reue höchst peinlich, ja unerträglich"[29]. Und da wir dieses Bekenntnis lesen, dessen Bedeutung Goethes Dichtungen, die seine Beichte sind, noch erhöhen, hören wir den erschütternden Sang des Harfners:

„Ihr führt ins Leben uns hinein,
Ihr laßt den Armen schuldig werden,
Dann überlaßt ihr ihn der Pein,
Denn alle Schuld rächt sich auf Erden"[30]

Goethe immer wieder als den Epikureer hinzustellen, dem als „alten Heiden" der Lebensgenuß das Höchste war, und der deshalb den strengsten sittlichen Forderungen sich entzog, ist eine jener land-

läufigen Unwahrheiten, wie sie, leider sehr zahlreich, über ihn im Schwange gehen.

„Ich gestehe gern", schreibt er an Lavater, „Gott und Satan, Höll und Himmel sind in mir, wie in Einem"[31] und in dem Kampfe widerstreitender Gewalten sollen wir „Gott bitten um große Gedanken und um ein reines Herz"[32].

„Zu unsres Lebens oft getrübten Tagen
Gab uns ein Gott Ersatz für alle Plagen,
Daß unser Blick sich himmelwärts gewöhne:
Den Sonnenschein, die Tugend und das Schöne"[33].

Dieses Trostes sollen wir gebrauchen, um der Gefahr zu entgehen, „eine Leidenschaft an die Stelle der andern zu setzen" und wenn wir alles durchprobiert haben zuletzt ausrufen zu müssen, „daß alles eitel sei". Wir sollen, rät Goethe aus seinem eigenen Leben heraus, „um allen partiellen Resignationen auszuweichen", uns „ein für allemal im Ganzen resignieren"[34]. So überzeugen wir uns „von dem Ewigen, Notwendigen, Gesetzlichen und suchen (uns) solche Begriffe zu bilden, die unverwüstlich sind"[35].

„Alles geben die Götter, die unendlichen,
Ihren Lieblingen ganz.
Alle Freuden, die unendlichen,
Alle Schmerzen, die unendlichen, ganz."[36]

„Der Liebling der Götter", der große Dichter, trug ein vollgerüttelt und vollgeschüttelt Maß der Schmerzen. Wer vermöchte ohne tiefe Rührung die Zueignung zum Faust lesen mit ihrem Wiederklang so vielen nicht verwundenen Leids!

„Mein Leid ertönt der unbekannten Menge,
Ihr Beifall selbst macht meinem Herzen bang."[37]

Der Lorbeerkranz, der immer schöner und voller sein teures Haupt schmückt, ist mehr „ein Zeichen des Leides als des Glückes“[38] und im Blicke auf den Werther ruft er aus: „Wie oft hab ich die Blätter verwünscht, die mein jugendlich Leid unter die Menschen gebracht“[39]. —

„Des Dichters reizend Leid“[40] bleibt doch ein Leid. Wir empfangen die Blüten, die dem von Tränen überströmten Leben entsprossen sind und achten zu wenig auf das Leid, aus dem das Lied geworden.

Rührend und männlich, menschlich groß schreibt Goethe fünf Jahre vor seinem Tode, sein Leben überblickend, an Rauch: „Viele Leidende sind vor mir hingegangen, mir aber war die Pflicht auferlegt, auszudauern und eine Folge von Freuden und Schmerzen zu ertragen, wovon das einzelne schon hätte tötlich sein können“[41]. —

Lange Zeiten seines Lebens bestanden nach seinem eigenen Zeugnis „im Wiederkäuen seines Elends und in der tausendfachen imaginären Vervielfältigung desselben“[42]. Da entrang sich der gequälten Brust des Wanderers Nachtlied, das heilige Gebet um Frieden:

„Der du von dem Himmel bist,
Alles Leid und Schmerzen stillest,
Den, der doppelt elend ist,
Doppelt mit Erquickung füllest,
Ach, ich bin des Treibens müde!
Was soll all der Schmerz und Lust?
Süßer Friede,
Komm, ach, komm in meine Brust.“[43]

Goethe und die Liebe.

Nicht nur im Verhalten zum „Ewig-Weiblichen" offenbart sich Goethes reines und tief empfindendes Herz. Der Kreis, den seine Liebe erfüllt, ist viel weiter. Die göttliche Würde, die dem Menschen eignet, der selbstlos auf das Wohl der andern bedacht ist, hat ihr Widerspiel in der „ungenügenden Selbstsucht" und dem Menschenhaß, die uns verkleinern, ja unsern Wert aufzehren[1].

„Edel sei der Mensch,
Hilfreich und gut!
Denn das allein
Unterscheidet ihn
Von allen Wesen,
Die wir kennen."[2]

Menschenliebe ist, ebenso wie unser Vorzug, unsere heilige Pflicht, mit der es Goethe auch für seine Person sehr ernst nahm. Aber auch da gilt: Die Tat ist alles. Sentimentale Reden werden „der Menschheit ganzem Jammer"[3] nicht helfen können. „Was hilft all das Kreuzigen und Segnen der Liebe, wenn sie nicht tätig wird", schreibt der Dichter, dessen Tendenz die Tat[4] war, an Frau von Stein[5]. Er freut sich über jede Gelegenheit, Gutes zu tun, und wer die rührenden Briefe an den unglücklichen Krafft liest[6], den ergreifenden Inhalt des Gedichtes

Harzreise im Winter mit warmen Herzen erfaßt, wer nicht nur bei den sogenannten „schönen Stellen“ in Goethes Werken, sondern bei jenen stille verweilt, „wo uns der Geist des Dichters am klarsten anschaut“[7], der wird all die törichten Worte weit von sich weisen, die ihn immer noch zum eitlen, kalten Hofmann machen wollen und ihn nach der harten Maxime handeln lassen: Odi profanum vulgus et arceo — ich hasse das gemeine Volk und halte es mir ferne[8].

Wenn Goethe an Marianne Willemer, die ihm die Not eines Professors Ekendahl offenbarte, schreibt, er danke, daß sie ihm Gelegenheit gebe, fördernd einzugreifen und wenige Wochen später einen Brief Mariannens empfängt, in dem es heißt: „Nochmals danke ich zugleich für die edle Weise, womit Sie seinem Werke Anerkennung und ihm (Ekendahl) Erheiterung und Trost gewährten“[9], so sehen wir den Dichter den hohen Imperativ tatenfroher Menschenliebe selbst getreulich erfüllen. Noch deutlicher offenbart sich uns Goethes Wesen in seinem Verhalten zu Krafft. „Es ist eine Wohltat von Gott, andern helfen zu können“, schreibt er dem Unglücklichen, um mit der ergreifenden Frage zu schließen: „Glauben Sie denn, daß Ihre Tränen und Ihr Segen nichts sind?“ Niemand sage, die Worte seien billig und an schönen Redensarten sei in der Welt kein Mangel. Goethe ist ein Feind der Phrase — „Phrasen kann und darf ich nicht machen“[10] — und hinter seinen Worten steht eine volle, starke Persönlichkeit. Wir fühlen bei solchen Zeugnissen seine Menschenliebe, wie zu der alles überfliegenden Größe des Dichters die Größe des Menschen kommt, der, selbst ein „Humanus“[11], mit seinem Faust sich freut:

„Entschlafen sind nun wilde Triebe,
Mit jedem ungestümen Tun;
Es reget sich die Menschenliebe,
Die Liebe Gottes regt sich nun.“[12]

„Viel lieber was ihr euch unsittlich nennt, als was ich mir unedel nennen müßte“[13] und unedel wäre es, geringschätzig an einem Menschenleben, einer Menschenseele vorüberzugehen ohne „die Synthese der Neigung, die alles lebendig macht“[14].

„Mein Losungswort ist Gemeinsinn!“[15] ruft er aus, denn „nur alle Menschen leben das Menschliche“[16] und „isoliert kommt der Mensch nicht zum Ziele“[17].

Goethes zur Ehrerbietung geneigtes Gemüt, sein Streben, alles mit Ehrfurcht zu betrachten, ließen es nicht zu, daß in seiner Seele Menschenverachtung und Menschenhaß aufkamen, die uns von den andern entfernen, der Gesamtheit und dem einzelnen schaden, indem sie hohe sittliche Werte zerstören. Es gilt „das einzelne zur allgemeinen Weihe aufzurufen“[18], zu vereinigen, nicht zu trennen:

„Denn alles bleibt ein Turm zu Babel,
Wenn es die Liebe nicht vereint.“[19]

Ein karges Leben bleibt das allein auf sich gestellte, dem alle die fruchtbaren Zuflüsse fehlen, die aus einer reichen Welt in uns überströmen, und nur zu leicht verirrt sich ein „isolierter Geist“ in die unfruchtbaren Wüsten quälender Selbstbetrachtung oder egoistischer Selbstgenügsamkeit und Genußsucht.

„Hör auf mit deinem Gram zu spielen,
Der, wie ein Geier, dir am Leben frißt;

Die schlechteste Gesellschaft läßt dich fühlen,
Daß du ein Mensch mit Menschen bist."[20]

An der Ehrfurcht vor sich selbst lassen es die Menschen selten fehlen, doch wird sie nur dann berechtigt sein, wenn sie sich mit den höchsten sittlichen Forderungen an die Persönlichkeit verbindet und ihr die dreifache Ehrfurcht vor dem, was über, neben und unter uns ist, vorangeht[21].

„Der einzelne ist sich selbst nicht hinreichend"[22] ruft Goethe all denen zu, die in ungesund gesteigertem Ichgefühle daran sind, die Gesellschaft, die Gemeinschaft in Stücke zu schlagen. Alle die in feinerer Selbstsucht sich des eigenen Besitzes freuen, ohne daran zu denken, sich selbst mit dem, was sie sind und was sie haben, als dienendes Glied einem Ganzen einzufügen, wandeln auf ganz anderen Wegen als der Dichter, der so gerne mit allen andern teilen will, was ihm ein gütiger Gott gewährt hat.

„Denn die allerhöchste Freude
Gewähren jene Güter, die uns allen
Gemein sind, die wir nicht veräußern, nicht
Vertauschen können, die uns niemand raubt,
An die uns eine gütige Natur
Ein gleiches Recht gegeben ..."[23]

„Alles Vorzügliche kann nur für einen unendlichen Kreis arbeiten"[24] und soll darin keine Last, sondern eine Lust, eine reine Freude erblicken, denn nur „der Teufel ist ein Egoist und tut nicht leicht um Gotteswillen, was einem andern nützlich ist"[25].

Nichts war Goethe so widerwärtig als „beschränkte Selbstigkeit"[26], die durchaus keinen Reichtum ankündigt, der uns gestattet, aus uns selbst zu

leben, sondern viel öfter „eine Armut, die sich leicht und bald resigniert“[27]. Genießen wir mit den andern, verwirklichen wir unsere eigene Würde nur im edlen Bunde mit andern, gewinnen wir aus der Gemeinsamkeit, dann dürfen wir uns den Pflichten nicht entziehen, die jede Vereinigung, jede Gesellschaft uns auferlegt.

„Gutes tu' rein aus des Guten Liebe,
Das überliefre deinem Blut.“[28]

Fern bleibe uns die heidnische Klugheit des: Ich gebe, damit du gibst[29]:

„Was willst du untersuchen
Wohin die Milde fließt?
Ins Wasser wirf deine Kuchen;
Wer weiß, wer sie genießt?“[30]

Die Worte sind deutlich genug und lassen den Sinn scheinbar ganz anders klingender Gedanken kaum mißverstehen.

„Soll es reichlich zu dir fließen,
Reichlich andre laß genießen.“[31]

Das ist keine Aufforderung zu erwartungsvoller Freigebigkeit, die den Nutzen überschlägt, sondern eine Erinnerung an den wundersamen Kreislauf, in dem das von uns Ausgegangene wieder zu uns zurückkehrt.

„Die Stätte, die ein guter Mensch betrat,
Ist eingeweiht; nach hundert Jahren klingt
Sein Wort und seine Tat dem Enkel wieder.“[32]

Doch auch die Natur bietet uns ein herrlich Bild zu dem Gedanken. Wir sehen:

„Wie Himmelskräfte auf und niedersteigen
Und sich die goldnen Eimer reichen.“[33]

Goethe läßt in gewissem Sinne auch den Egoismus gelten, aber in welch wunderbarem feinen Verstande! Der Egoist darf nicht Egotist werden, denn „immer denke der Mensch daran, wie er andere will teilnehmen lassen; er soll zusammenhalten, um spenden zu können“[34].

Aus der Menge der Zeitgenossen, die mit uns den Weg des Lebens wandern, wählen wir uns die Freunde, in denen wir die Welt sehen[35]. Sie machen die Freude leuchtender und schöner, das Leid erträglicher; ihr Lob beglückt, ihr Urteil fördert uns, nur mit ihnen und durch sie gelingt uns die eigene Vollendung, wie der wahre und edle Genuß des Lebens.

„Selig wer sich vor der Welt
Ohne Haß verschließt,
Einen Freund am Busen hält
Und mit dem genießt.“[36]

„Man ist eigentlich nur lebendig, wenn man sich des Wohlwollens anderer erfreut“[37] und wer darauf leichtlich verzichtet in der Meinung, sich selbst genug zu sein, wer freund- und freudlos seine Straße zieht, wird an sich die Wahrheit der Worte erfahren, die Goethe an Frau von Stein schrieb:

„Du wanderst einsam und verdrossen,
Der Tag verschwindet ungenossen
In abgesondertem Geschick.“[38]

Die Freunde sind unsere Welt, wir ruhen in ihrer Liebe[39]. Liebe und Freundschaft sind die hell-

leuchtenden Sterne, die uns die bange Nacht des Leides erhellen und zu spät hat mancher geklagt, daß er in falscher Selbstgenügsamkeit allein seinen Weg genommen und „isoliert“ nicht „zum Ziele gekommen“ sei.

„Wer sich der Einsamkeit ergibt,
Ach, der ist bald allein.“[39a]

Wie Liebe nicht ohne Leid ist, weshalb eine der schönsten Marienkirchen der Welt die Inschrift trägt: „Amori et dolori — geweiht der Liebe und dem Leid“, so gibt's auch in der Freundschaft manches Leid. Die Freunde im Glück bleiben nicht alle fest, wenn Sorge und Kummer „kalt und gelassen sich nahen“. Und da läßt Goethe sich rührend und edel vernehmen: „Es ist besser man betrügt sich an seinen Freunden, als man betrüge sie“[40]. Das ist eine Weisheit und Güte, die vom Himmel stammt. Sie verlangt, daß wir alles unterlassen, was unserer Persönlichkeit schaden, ihren sittlichen Wert mindern könnte. Mißtrauen ist Minderung, Vertrauen (Glaube) ist Steigerung. Wir wachsen an dem inwendigen Menschen, wenn uns der mephistophelische Geist der Verneinung fern bleibt. Daß uns Vertrauen zu, dessen unwürdigen, Menschen äußerlich Schaden bringen kann und oft genug auch bringt, tut hier nichts zur Sache. Es handelt sich um den Schaden, den uns kleinliche, engherzige Empfindungen, häßliche Regungen des Herzens zufügen. In diesem Sinne ist noch ein zweites Wort für Goethe besonders kennzeichnend, das sich auch im schärfsten Gegensatze zur landläufigen „Weisheit“ unserer Tage befindet. Er sagt, die Wahrheitsliebe zeige sich darin,

„daß man überall das Gute zu finden und zu schätzen weiß“[41]. Fest auf diesem erhabenen Standpunkte stehend leistete Goethe den Bemühungen Mercks erfolgreichen Widerstand, der ihn zum Proselyten seiner Menschenverachtung machen wollte[42].

„Bedenkt! es lebt kein Mensch
Für sich allein, er muß viel andre sehn.“[43]

Er muß sie sehen und ertragen lernen und wird in dieser Lebensschule viel für sich gewinnen können. Aus den vielen wähle er die gleichgestimmten Seelen, daß seine Seele mit ihnen zusammenklinge zu freundlicher Harmonie.

„Doch wo einzelne Gesellen
Zierlich miteinander streben,
Sich zum schönen Ganzen stellen,
Da ist Freude, da ist Leben.“[44]

Goethe hatte ein starkes Bedürfnis nach Menschen, nach „Schutzgeistern“, denn er fühlte sich immer als Kind, wie ja das Genie immer etwas Kindliches behält.

Freundschaft und Liebe konnte und wollte er nicht entbehren und in den Annalen v. J. 1820 vergleicht er die Ehe und eine „jugendlich eingegangene Freundschaft“ miteinander, findend, daß das „erste Hingeben der Freundschaft“ viel höher stehe „als das von leidenschaftlich Liebenden am Altare ausgesprochene Bündnis“, denn es sei ganz rein, „von keiner Begierde, deren Befriedigung einen Rückschritt befürchten läßt, gesteigert“. Es erscheint ihm unmöglich, einen in der Jugend geschlossenen Freundschaftsbund aufzugeben.

Mit diesem Hohenliede der Freundschaft wendet der Dichter selbst unsere Blicke zu jener Liebe, die nicht ohne Begierde und darum selten so rein ist, wie das Verhältnis des Freundes zum Freunde[45].

In seiner kleinen, inhaltsreichen Schrift „Goethe und die Liebe“[46] hat K. J. Schröer das Wesen und Walten der Liebe bei Goethe mit feiner Empfindung dargestellt. Er findet in dem „großartigen Idealismus der Liebe“, der Goethe kennzeichnet, die Verwandtschaft des Dichters mit den Germanen, von denen Tacitus uns Kunde gibt.

„Bei den Germanen geht die Liebe aus von der andächtigen Verehrung weiblichen Wesens. Die halbwilden Germanen verehrten etwas die Zukunft Vorahnendes im Weibe. Mit frommer Verehrung steht der welterobernde und welterschütternde Riese, der Germane der Vorzeit, dem Weibe gegenüber. Und gerade so wieder der gewaltige Goethe sein ganzes Leben hindurch“[47].

Goethes Petschaft trug die Inschrift: „Alles um Liebe!“ Der kurze Spruch ist beredt genug. Die Liebe war das heilige Feuer, das leuchtend und wärmend seine Strahlen durch sein reiches Leben sandte. Keines seiner großen Werke ist fern der Liebe ersonnen. Seine schönsten Lieder sang er ihr, die ihm ein Frommsein war.

„In unsres Busens Reine wogt ein Streben,
Sich einem Höhern, Reinern, Unbekannten
Aus Dankbarkeit freiwillig hingzugeben,
Enträtselnd sich den ewig Ungenannten;
Wir heißen's: Frommsein! — Solcher seligen Höhe
Fühl' ich mich teilhaft, wenn ich vor ihr stehe.“[48]

Wenn wir dieses einzig-schöne Lied des greisen Goethe mit der Bitte des jungen an Frau von Stein zusammenhalten: „Ich bitte dich fußfällig, vollende dein Werk, mache mich recht gut“[49], so, meine ich, müßte jeder heraushören, daß es sich bei dieser Liebe um etwas unendlich Hohes handelt, das mit Recht als die Offenbarung einer höheren Welt bezeichnet werden kann.

„Gott, den kein Name nennt, enträtselt sich ihm in der selbstvergessenen Hingabe an ein Höheres, das er in der Geliebten sieht. Das Streben nach solcher Erhebung ist ein Frommsein“ (Schröer). Wie weit natürliche Sinnlichkeit in Frage kommt, ist da von ganz untergeordneter Bedeutung, was freilich die meisten nicht abhält, gerade dem nachzuspüren und so edle Beziehungen wie die zu Charlotte von Stein in Staub und Kot zu ziehen. Sie alle möchten das Gedicht: der wahre Genuß (auch: wahrer Genuß betitelt) lesen und den Worten nachdenken:

„Die Ehrfurcht wirft mich ihr zu Füßen,
Die Wollust mich an ihre Brust.
Sieh', Jüngling, dieses heißt genießen!
Sei klug und suche diese Lust.
Der Tod führt einst von ihrer Seite
Dich auf zum englischen Gesang,
Dich zu des Paradieses Freude,
Und du fühlst keinen Übergang.“[50]

Wie oft spricht Goethe von „sittlicher Sinnlichkeit“[51] und das von mir an anderer Stelle bereits angeführte geistvolle Wort des Theologen Luthardt: „Entsinnlichung ist nicht Versittlichung“, das sich mit Gedanken Schleiermachers berührt, ist wohl imstande Goethes Wort richtig verstehen zu lassen.

Die Angelegenheiten des Herzens waren dem Dichter die wichtigsten, aber nicht in engherzig beschränktem Sinne. Da, nur da, lagen die stärksten Wurzeln seiner dichterischen Kraft.

„Zürnen kann Apoll mitnichten,
Denn auf dieser Erdenflur
Muß man lieben, um zu dichten,
Wie er selbst es einst erfuhr.“[52]

Bezeichnend für Goethe ist, daß er gerade die „das einzige Mädchen“ nennt, „dessen Herz ganz in seinem Busen schlage“[53], die er nie gesehen hat (Gräfin Auguste Stolberg), und daß er das Glück der Liebe oft genug erst nachher in der Erinnerung empfand, wenn die Entfernung so manches „weggeläutert“ hatte. Nach seiner Trennung von Annette schreibt er an seinen Freund Behrisch: „O Behrisch, ich habe angefangen, zu leben .... Annette und ich, wir haben uns getrennt, wir sind glücklich! Es war Arbeit, aber nun sitz' ich wie Herkules, der alles getan hat und betrachte die glorreiche Beute ringsumher“[54].

Nicht Leichtfertigkeit läßt ihn Herzen aufgeben, wie jenes liebe und edle der Pfarrerstochter zu Sesenheim, sondern sein „Daimonion“, das dunkle Gefühl, daß er sich nicht fesseln lassen dürfe, wolle er der Dichter bleiben, als den er sich frühe genug fühlte.

Im Schlußworte des Faust vom Ewig-Weiblichen finden wir, meine ich, den Ariadnefaden, der uns sicher durch das Labyrinth von Fragen und Gegenfragen leiten kann. Wie das Ewig-Weibliche, die reine, selbstlose Liebe Gretchens, Faust emporführt in „höh're Sphären“, galt auch dem jungen Goethe

die Liebe als eine Himmelsmacht, rein in ihrem Wesen und stark in ihrer Kraft. Damals verglich er Charlotte von Stein „mit der Madonna, zu der der Gläubige sehnsuchtsvoll und betend die Hände erhebt“[55]. Nicht das Weibliche sucht der Dichter, wie irgendein seichter Lüstling, sondern das Ewige im Weiblichen. Erinnern wir uns einer schon mehrfach gebrauchten Unterscheidung: er sucht Wahrheit, nicht Wirklichkeit, die immer nur ein getrübtes Bild ewiger Wahrheit ist. Er sucht die ganze Sonne in den einzelnen Strahlen, das Urbild in den einzelnen Bildern, die sein Leben schmücken.

Wie die alten Germanen, von nebensächlichen Zügen absehend, „das Heilige und Ahnungsvolle“ im Weibe verehrten, so auch Goethe als echter Germane, weltenfern von der so ganz andern Frauenverehrung der Romanen.

„Wer von reiner Lieb' entbrannt,
Wird vom lieben Gott erkannt.“[56]

„Die Geliebte ist heilig, jede Begier schweigt in ihrer Gegenwart“[57], „in ihren Augen gibt sich Gott ein Gleichnis“[58], den wir „in ihr lieben sollen.“[59]

„Kein Eigennutz, kein Eigenwille dauert,
Vor ihrem Kommen sind sie weggeschauert.“[60]

Wie die Idee ein Geistiges und Göttliches, zugleich ein Schaffendes darstellt, so auch die Liebe. Idee und Liebe sind das „geheimnisvolle Etwas, das weit über Zeit und Raum hinausgeht und ohne das wir weder tun noch wirken könnten“[61]. Diese Lieb, „die alles bildet, alles hegt[62]“, ist allmächtig.

Wer sie und die Idee hat, der hat genug, um diese Welt in ihren Höhen und Tiefen nachschaffend zu begreifen.

Weil Goethe die Liebe in ihrer höchsten, nämlich göttlichen Würde erfaßt und empfunden hat, darum konnte er, wie Schiller bemerkte, das Geheimnis des Herzens in einem einzigen Worte auf einmal ganz aussprechen.

Die Liebe hat eine läuternde Kraft. „Sie vermag uns“, wenn sie rein ist in ihrem Wesen, „von manchen Überresten der Sünden und Mängel zu kurieren“[63], ihr will Goethe „sein Innerstes immer und ewig gewidmet“ halten, „die nach und nach das Fremde durch den Geist der Reinheit, der sie selbst ist, ausstößt und endlich lauter werden wird, wie gesponnen Gold“[64].

Wer von allen, die bald neid-, bald vorwurfsvoll ihre Bedenken gegen Goethes Sittlichkeit erheben, kennt diese Worte? Und so erbt sich auch das alberne Geschwätz über den „unsittlichen Goethe“ wie eine ewige Krankheit fort.

„Heilig sonderbar“ nennt der Dichter einmal sein Verhältnis zu Frau von Stein; „Heilig sonderbar“, weil es nicht mit Worten ausgedrückt werden könne. „Die Menschen können es nicht sehen“[65], d. h. sie sehen nur das Äußerliche, Zufällige, Empirische, dringen aber nicht auf den Grund, von wo aus erst das Wesen zu erfassen wäre, denn wohl führt Sehen zur oberflächlichen Wahrnehmung, doch, um wahrhaft zu erkennen, gilt: „Um zu sehen, muß man wissen“[66].

„Die Liebe führt nach innen und vereinfacht das Glücksgefühl“[67], sie hebt die armselige Ichsucht des

Menschen auf und läßt ihn jubelnd bekennen: „Um deinetwillen freue ich mich des Daseins“[68]. Wie der Bononische Stein[69], in die Sonne gelegt, ihre Strahlen anzieht, um dann nächtlich zu leuchten, so erfüllt echte Liebe alles, was sie berührt, mit reinerem Lichte, das dann weiterleuchtet, auch in den dunklen Nächten des Lebens und sie verschönt den Menschen, der sie in sein Herz aufgenommen hat.

„Sogar dein Lispeln glaubt' ich auch zu lesen,
Womit du liebend meine Seele füllteſt
Und mich auf ewig vor mir selbst verschönteſt.“[70]

Zur höhern Schönheit, zum Lenz, der aus dem Innern blüht, tritt als kostbarstes Geschenk der Liebe die seelische Vollendung des Menschen, der ihr das Herz erschlossen.

„So stand ich einst vor dir, dich anzuschauen,
Und sagte nichts. Was hätt' ich sagen sollen?
Mein ganzes Wesen war in sich vollendet.“[71]

Die edle Liebe schafft „ein schönes Klima“, das neues, reiches Leben sich entfalten läßt[72]. Ihr fehlt die Ehrfurcht nicht und ihre Blumenketten „sind nicht stark durch einen Zauber, sondern stark, weil wir uns fürchten, sie zu zerreißen“[73]. Mit dem geliebten Wesen ist unser ganzes Sein unlöslich verbunden.

„Alles ist sodann gefunden,
Ich bin dein und du bist mein,
Und so stehen wir verbunden,
Könnt' es doch nicht anders sein.“[74]

Mit dem geliebten Wesen verlieren wir uns selbst. So schreibt Goethe an seine Freundin: „Ohne

Dich kann ich nicht bestehen ... ich bin kein einzelnes, kein selbständiges Wesen. Alle meine Schwächen hab' ich an Dich angelehnt, meine weichen Seiten durch Dich beschützt"[75].

Die Liebe, die alles bildet[76], bildet auch uns, ja sie vermag die Naturwirklichkeit in eine höhere Wirklichkeit zu verwandeln. Ihr Weg geht durch Leid und Freud.

„Himmelhoch jauchzend,
Zum Tode betrübt;
Glücklich allein
Ist die Seele, die liebt."[77]

Was Goethe selbst erfahren, das hat er in dem herrlichen Gedichte: Rastlose Liebe, das seiner Freundin gilt, vor aller Welt bekannt:

„Alle das Neigen
Von Herzen zu Herzen,
Ach wie so eigen
Schaffet das Schmerzen!
Wie soll ich fliehen?
Wälderwärts ziehen?
Alles vergebens!
Krone des Lebens,
Glück ohne Ruh,
Liebe, bist du!"[78]

Goethe und die Dichtung.

Wie weit stehen wir Menschen der Gegenwart von einem Klopstock und Wieland, wie weit aber auch von einem Herder und Lessing ab! Unsere Geisteskultur ist ja gewiß ohne sie nicht zu denken, aber sie leben fort, mehr in dem, was andere von ihnen aufgenommen und als fruchtbare Keime weiter entwickelt haben, als in dem, was sie uns unmittelbar geben. Von ihnen tritt Lessing noch am meisten ins Licht, aber weniger durch die Macht der Poesie, als durch die Macht der Tendenz. Der Minna von Barnhelm bringt das völkische, dem Nathan das Toleranz- und Aufklärungsmoment manchen Vorteil.

Energischer wirkt Schiller, denn die Idee der Freiheit, die machtvoll strömt durch alle seine Werke, vom „in tyrannos“ der Räuber bis zu „Tells Geschoß“, hat ihre Liebhaber zu allen Zeiten.

Ich glaube aber, es wird den allermeisten so gehen, wie mir. Ich habe Stunden und Zeiten, wo mich die Sehnsucht nach Schillerschem Pathos und Glanz überfällt, aber es sind eben nur Stunden und Zeiten. Wie anders wirkt doch Goethe auf uns ein!

Fern allem Pathos, aller Deklamation, aller Tendenz ist seine Poesie, wie er selbst sagt „der Triumph des Reinmenschlichen“[1], über Zeit und Raum hinausgehoben. So naiv sie ist, im Gegensatz zur sentimentalischen, so tief ist sie, denn ein Genius,

wie er nur alle Jahrtausende der Menschheit geschenkt wird, rührt an die letzten Fragen und ein Weiser, der von einem „stillen Kern", als einem festen Mittelpunkt ausgreifend, nach allen Seiten strebt und auf den verschiedensten Gebieten förderſam tätig ist, bringt reiche Beute der edlen Kunst, die ihm für alle Zeit Unsterblichkeit sichert: der Poesie.

Der Freiherr von Stein verglich, nicht gerade sehr poetisch, aber recht treffend Goethe mit einer Glaskugel von der Straße, in der sich alles wiederspiegelt. Diese Wiedergabe des von außen Kommenden „mit reinem Schauen" ist jedoch nur eine Seite Goethescher Poesie, die andere nennt der Dichter selbst in einem Briefe an Jacobi mit folgenden Worten; „Alles Schreibens Anfang und Ende ist die Reproduktion der Welt, um mich durch die innere Welt, die alles packt, verbindet, neu schafft und in eigener Form und Manier wieder hinstellt"[2].

Zwei Welten treffen in Goethe zusammen und sollten sich bei jedem objektiven und naiven Dichter berühren, um miteinander das dichterische Werk zu erzeugen: Die äußere Welt, die Realität, das Objekt und die Seele des Dichters mit ihrer eigenen Welt, ihren Gedanken, Empfindungen, Bildern, Ideen, Kräften, mit Traum und Sehnsucht. Dann entsteht die „eine echte Poesie", „die weder dem Volke, noch dem Adel, weder dem König, noch dem Bauer"[3], sondern eben allen gehört.

Einer reichen äußeren Welt soll eine ebenso reiche, d. h. entwickelte Innenwelt, ein hochorganisiertes Seelenleben gegenübertreten, dann gibt es einen guten Klang. Die Steigerung des inneren Menschen, natürlich keine krankhafte, sondern eine durchaus

gesunde, gewinnen wir viel seltener im Strom und Sturm der Welt, als in stillen fruchtbaren Nächten, im frommen Schweigen und im Leid, das uns aufmerken lehrt auf vieles, was der Fröhliche übersehen hat. Aus Kräften, Ideen, die uns angeboren, einer „Metaphysik, die träumend in uns schläft" (Jean Paul) und den Bildern, der Bewegung und den Kräften des Tages, der flüchtig vorübereilt, formt sich das Gebilde des Dichters, das wohl real, aber nicht „realistisch" sein soll[4].

„Eine Erdichtung, die nicht mehr sagt, als vor Augen steht, ist abgeschmackt."[5] „Der Dichter lebt ganz in seinen geliebten Gegenständen", ist aber nicht sklavisch von ihnen abhängig. Die Welt gibt ihm, aber er gibt auch der Welt; er empfängt nicht nur, sondern er spendet freigebig aus dem reichen Schatze seines Herzens. „Er, der vom Himmel innerlich auf das Köstlichste begabt ist, der einen sich immer selbst vermehrenden Schatz im Busen bewahrt", er „den Gott über soviel hinweggesetzt hat", was andere beunruhigt, er ist frei[6], er erkennt, daß „alles, was geschieht, Symbol ist"[7] und alles Vergängliche wird ihm zum Gleichnis[8]. Indem er im Besondern das Allgemeine ahnt und schaut, streift er die engen Fesseln ab, die das Beschränkte, der Einzelfall verderblich bereit hält.

Der Dichter ist nicht nur Sänger, sondern auch Seher. Er nimmt durch „Antizipation die Welt vorweg" und empfindet dann die auf ihn einstürmende gegenständliche Welt „unbequem und störend", denn diese „Welt will ihm geben, was er schon hat, aber anders, das er sich zum zweiten Male aneignen muß"[9].

Eckermann berichtet uns, Goethe hätte ihm gesagt, „daß dem echten Dichter die Kenntnis der Welt angeboren sei und daß er zu ihrer Darstellung keineswegs vieler Erfahrung und einer großen Empirie bedürfe“. „Ich schrieb“, fügte er hinzu, „meinen Götz mit 22 Jahren und erstaunte zehn Jahre später über die Wahrheit meiner Darstellung“[10].

So tritt zu dem äußerlich Gegebenen ein doppelter innerer Besitz: Kräfte des Geistes und Bilder der Welt. Bei dem krankhaft veranlagten Dichter sind diese Bilder Zerrbilder, bei dem gesunden Goethe sind es reine, klare, schöne Bilder, die sich ihm zu immer neuen herrlichen Gebilden dichterischer Phantasie zusammenschließen. Nun verstehen wir, ich hoffe es wenigstens, was die Verse aus Faust bedeuten:

„Was euch nicht angehört,
Müsset ihr meiden,
Was euch das Innre stört,
Dürft ihr nicht leiden.
Dringt es gewaltig ein,
Müssen wir tüchtig sein.“[11]

Der Dichter muß den Kern seines Wesens unberührt erhalten: „Alles weg, was deinen Lauf stört, nur kein düster Streben“[12] und muß „die Sachen in sich, nicht sich in den Sachen sehen“, wie Goethe Meyern nachrühmte.

Merck, der geistvolle Berater Goethes, hatte frühzeitig erkannt, daß Goethes unablenkbare Richtung sei: „Das Wirkliche poetisch zu gestalten, während die andern das sogenannte Poetische, Imaginative zu verwirklichen suchten, was dann lauter dummes Zeug gäbe“[13].

Der müßige Streit, ob Goethe Schiller gegenüber als „Realist“ zu betrachten sei, hat leider immer noch kein Ende. Goethe und Schiller sind beide Idealisten, nur geht der Weg Goethes vom sinnlich Gegebenen und Vergänglichen aufwärts in die Welt der Ideale und der Ideen, der Schillers führt von oben nach unten, von den Ideen zu den Tatsachen, vom Olymp zur Welt.

Die Einseitigkeiten zur Rechten und zur Linken — falschen Realismus und überspannten Idealismus — vermeidet Goethe mit selbstsichrem Genie, um als ein geistiger Winkelried jenem edelsten Idealismus den Weg zu bahnen, der „das einzelne zur allgemeinen Weihe aufruft“[14], vom Besondern zum Allgemeinen, vom Realen zum Idealen aufzusteigen und der „die Kunst sich an der kräftigen Wirklichkeit vollkommen durchüben läßt“, bis sie „das Ideelle daraus entwickelt habe“, um dann weiter zum „Religiösen“ sich zu erheben[15].

„Der Widerspruch zwischen Aufgefaßtem und Ideiertem“, in der Wissenschaft ungelöst, ist in der Dichtkunst überwunden, weshalb Goethe billig rät „zur Flucht in die Sphäre der Dichtkunst“[16].

Die wahre Produktionskraft des Dichters, dem Dämonischen verwandt, verlangt Stille, Dämmerung, fruchtbare Dunkelheit[17]. Das Beste gelingt in „unbewußten Momenten“, weshalb man ihn, Goethe, „wäre er auch ein anerkannter Nachtwandler, nicht aufwecken sollte“[18]. Nicht nur der Mensch, nein, und ganz besonders der Dichter, muß ins Unbewußte flüchten[19], in die Welt des Wahns. Oft genug war Goethe „in wunderbar dunkler Verwirrung der Gedanken“, und gerade da fühlte er sich in produk-

tiver Stimmung und es trieb ihn, „dasjenige, was ihn erfreute oder quälte oder sonst beschäftigte, in ein Bild, ein Gedicht zu verwandeln und darüber mit sich abzuschließen, um sowohl seine Begriffe von den äußeren Dingen zu berichtigen, als sich im Innern deshalb zu beruhigen“[20]. So zeitigt ihm das Dichten eine zweifache Freude: Reinere Erkenntnis und innern Frieden, aber diese gewinnen mit ihm alle die, die seine Werke mit reinem Geiste in sich aufnehmen. Die reinere Erkenntnis gewinnt der Dichter, weil er bei seiner Darstellung das Zufällige zurücktreten läßt und damit viel Verwirrendes beseitigt, er stellt den Fall, sozusagen, rein dar, betont das Allgemeine im Besondern, offenbart dadurch eine Perspektive, die selbst manches erklärt, die aber auch zur Ahnung, zum Glauben an ein Allgemeines, Höheres, Ewiges, das im Besondern sich verbirgt, führt und dadurch den Frieden gibt, den die Welt nicht geben kann.

Indem Goethe Gelegenheitsdichtungen edelster Art schuf, hielt er den Moment ebenso künstlerisch fest, wie er ihn menschlich und sittlich überwand, und die ihn bei einem Werke festhalten wollten, merkten oft gar nicht, daß er längst darüber hinausgeschritten sei.

Seine Dichtungen sind die eigenen Leiden und Freuden des Lebens, die er in ihnen aufbewahrt hat[21].

„Fühlt der Dichter sich das Herz bang,
Wird sich selbst versöhnen.“[22]

Freilich, rückschauend findet er in den eigenen Versen das Bild vergangener Zeiten, und gerade

weil die Dichtung Geschichte und Empfindung so wundersam zusammenklingen läßt, ergreift ihn sein eigenes Werk. Oft weinte Goethe beim Lesen seiner Schriften, und an Werther wagte er sich nicht mehr heran aus Angst, es könnte die schmerzliche Stimmung, aus der heraus er entstand, ihn wieder überwältigen und der Genesene neuerlich erkranken.

Auch für den Dichter gilt das große Gesetz der Entwicklung. Jede Phase des Lebens, jedes Erleben trägt in sich auch fruchtbare Keime, die nicht ausgeschieden, sondern aufbewahrt werden müssen, will und soll der Weg, den wir gehen, aufwärts führen.

Hierüber spricht Goethe zu Kanzler Müller hochbedeutende Worte: „Was uns irgend Großes, Schönes, Bedeutendes begegnet, muß nicht erst von außen her wieder erinnert, gleichsam erjagt werden; es muß sich vielmehr gleich von Anfang her in unser Inneres verweben, mit ihm eins werden, ein neues besseres Ich in uns erzeugen und so, ewig bildend, in uns fortleben und fortschaffen“[23].

„Poesie ist reife Natur“, so aufgefaßt wird sie „unmerklich belehren“[24], fern aller Tendenz, die ihr die königliche Freiheit raubt, und wird nicht „über dem Sittlichen und Sinnlichen schweben“[25]. Da begegnen wir wieder Goethes grundlegender Forderung, daß der Dichter das Höchste nur leisten kann, wenn der ihn umgebenden und auf ihn wirkenden Welt — der Sinnenwelt — eine sittliche Welt, die Welt der Ideen antwortet.

„Schöpft des Dichters reine Hand
Wasser wird sich ballen.“[26]

Von einem Erfordernis sprachen wir noch nicht, das keinem echten Dichter mangeln darf, von der Phantasie.

Bekannt ist Goethes schönes Gedicht: Meine Göttin, in dem er den höchsten Preis „der ewig beweglichen, immer neuen, seltsamen Tochter Jovis, seinem Schoßkinde der Phantasie“ gibt, die die „armen Geschlechter der kinderreichen Erde“, da sie „wandeln und weiden in dunklem Genuß und trüben Schmerzen des augenblicklichen, beschränkten Lebens, gebeugt vom Joche der Notdurft“, uns gegönnt vom Vater der Götter und Menschen, „in Freud und Elend als treue Gattin“ nicht verläßt. „Begegnet ihr lieblich, wie einer Geliebten! Laßt ihr die Würde der Frauen im Haus!“[27]

Anschauen und Phantasie verbanden sich bei Goethe in wunderbarster Weise. Wie Schwerkraft und Wurfkraft die beiden einander ergänzenden, miteinander Leben schaffenden oder ermöglichenden Kräfte sind, so ergänzen sich Anschauen, Wissen (Schwerkraft) und Phantasie (Wurfkraft). Die sich bloß durch die Einbildungskraft im Fluge erhalten wollen, fordern Goethes Spott heraus[28]. Doch auch die „Wahrheit des Realen“ verlangt Phantasie[29]! Auch die Wahrheit des Realen ist nicht allein mit Zählen, Wägen und Messen zu erfassen.

Das Aperçu, das nach Goethes Überzeugung auch in der Wissenschaft nicht entbehrt werden kann[30], ist ohne Phantasie, die Entferntes zu verbinden versteht, nicht denkbar. Ebensowenig die Intuition, die ein künstlerisches Erkennen und Erfassen ist.

Der Lyriker.

„Nur nicht lesen, immer singen
Und ein jedes Blatt ist dein“

ruft Goethe seinen Lesern zu[31] und den Tondichtern, deren größter, Beethoven, sich vernehmen läßt: Goethe lebt, darum läßt er sich komponieren. Es läßt sich keiner so gut komponieren wie er!

„Spät erklingt, was früh erklang, Glück und Unglück wird Gesang.“[32] Des Dichters Werke sind sein Leben, sind „Bruchstücke einer großen Konfession“[33], „der poetische Gehalt ist der Gehalt des eigenen Lebens“[34], dessen Bilder und Leidenschaften im Gedichte weiterleben.

„Was ich irrte, was ich strebte,
Was ich litt und was ich lebte,
Sind hier Blumen nur im Strauß.
Und das Alter, wie die Jugend
Und der Fehler, wie die Tugend
Nimmt sich gut in Liedern aus.“[35]

Die Art, wie Goethe das rein Persönliche, die zartesten wie die leidenschaftlichsten Empfindungen des Herzens auszudrücken vermag, ist schlechthin das Höchste an dichterischer Schönheit. Er reflektiert nicht über seine Gefühle, wie es leider bei so vielen Poeten alter und neuer Zeit der Fall ist, sondern er spricht sie aus, naiv wie ein Kind. Vor allem aber: Die Gefühle sind da! Nichts Erlogenes, Gekünsteltes im ganzen weiten Felde Goethescher Dichtung. In der Kampagne in Frankreich schreibt er: „Denn es ging mir mit diesen Entwicklungen natürlicher Phänomene wie mit Gedichten: Ich machte

sie nicht, sie machten mich“[36]. Das ist der ganze Goethe und blitzhell beleuchtet dieses eine Wort den unendlichen Abstand von tausend anderen Lyrikern, die mit Heine sprechen: „Aus meinen großen Schmerzen mach ich die kleinen Lieder“, die aber mit dem Schmerze bewußt kokettieren und sich in der Pose des leidenden, weltschmerzlichen Dichters gefallen.

Bei Goethe bleibt der Lieder süßer Mund stumm, wenn die Seele nicht bewegt ist. Dieses absichtslose Schaffen, durch das ein unendlich reiches Innenleben nach außen tritt, um alle, „die in gleichen Richtungen begriffen sind“[37], zu erheben, zu rühren, zu trösten, zu erquicken, dieses Singen „wie der Vogel singt, der in den Zweigen wohnt“, verleiht den Gedichten ihren unnachahmlichen Zauber, ihre ergreifende Schönheit. Tendenzen, in der Zeit geboren und wie sie vergänglich, „veralten wie ein Gewand“[38], aber Liebe und Leid klingen den spätesten Enkeln wieder, wie sie in alten Liedern aus alter Zeit das Geschlecht unserer Tage grüßen.

Zu Eckermann sagt Goethe: „Ich habe meine Liebeslieder und meinen Werther nicht zum zweiten Male gemacht. Jene göttliche Erleuchtung, wodurch das Außerordentliche entsteht, werden wir immer mit der Jugend und der Produktivität im Bunde finden“[39].

Und der alte Dichter fand für sein Liebesleid einen andern, nicht weniger schönen und ergreifenden Ausdruck in der Marienbader Elegie! „Produktivität höchster Art steht in niemands Gewalt“ und ist dem „Dämonischen“ verwandt, weshalb alles Nachdenken nichts nützt[40]. „Wenn man ein Gedicht macht“, bemerkt Goethe zu Eckermann, „und

wollte darüber nachdenken, man würde verrückt und brächte nichts Gescheites zustande."

Goethes Lieder, eine „Poesie der Poesie", wie sie Friedrich Schlegel nannte[41], sind zu einem großen Teile volkstümlich geworden, weil sie den Volksliedern glichen, ihnen glichen in der Echtheit der Empfindung und im Tone, und „diese Art Gedichte", sagt Goethe in der Besprechung von „des Knaben Wunderhorn", „sind so wahre Poesie, als sie irgend sein kann"[42].

Im „Diwan" ruft sich der alte Dichter noch selbst zu:

„Ja, reim' auch du nur unverdrossen,
Wie es dir aus der Seele steigt.
Wir paradiesischen Genossen
Sind Wort und Taten reinen Sinns geneigt ...
Wir fühlen, was von Herzen spricht
Und, was aus frischer Quelle bricht,
Das darf im Paradiese fließen."[43]

Den jungen Dichtern, die er gemahnt hatte: „Von Gedichten, aus der Luft gegriffen, halte ich nichts"[44], gönnt er ein weiteres Wort in dem Aufsatz „Ferneres über deutsche Literatur", wo es heißt: „Wenn ich aber aussprechen soll, was ich den Deutschen überhaupt, besonders den jungen Dichtern geworden bin, so darf ich mich wohl ihr Befreier nennen; denn sie sind an mir gewahr worden, daß, wie der Mensch von innen heraus wirken müsse, indem er, gebärde er sich, wie er will, immer nur sein Individuum zutage fördern wird. Geht er dabei frisch und froh zu Werke, so manifestiert er gewiß den Wert seines Lebens, die Hoheit oder Anmut, vielleicht

auch die anmutige Hoheit, die ihm von der Natur verliehen war"[45].

Die Individualität zu erhöhen, nach Goethes Wort: „Die Pyramide des Daseins so hoch als möglich zuzuspitzen"[46], ist eine Forderung, die allen Menschen gilt und dem Lyriker nicht erlassen werden kann.

Deshalb verlangt Goethe, daß auch der, „den die Natur zur Poesie bestimmt habe", nicht auf „Leben und Wissenschaft" verzichte, als die ihm den Stoff geben müssen, „ohne welchen seine Arbeiten immer leer bleiben müßten"[47].

Je vielgestaltiger und entwickelter unser Seelenleben ist, je mehr es von der Welt aufgenommen und in sich verarbeitet hat, desto lieber werden die Menschen lauschen, wenn die Stimmen aus dem Innersten erklingen und Kunde geben von allem Hohen und Schönen, Freudigem und Traurigen, was die Seele bewegt. Die holde Stimme der Dichtkunst, so freundlich klingend im Lärm des Lebens, ist aber nicht der Ruf, den wir als sittliche Menschen brauchen, weshalb Goethe mahnt:

„Dichter, merket euch beizeiten,
Wo sich Geist und Sinn erhöht,
Daß die Muse zu begleiten,
Doch zu leiten nicht versteht."[48]

Epos. Roman.

Zur Fürstin Gallitzin äußerte Goethe: „Mir fällt es nicht schwer, mit einem klaren, unschuldigen Blick alle Zustände zu beachten und sie wieder auch ebenso rein darzustellen"[49]. Als „Maxime" hatte er er-

griffen, „sich soviel als möglich zu verleugnen und das Objekt so rein als nur zu tun wäre, in sich aufzunehmen“[50]. Damit sind die Hauptbedingungen genannt, die der Epiker erfüllen muß. Goethe entsprach ihnen in klassischer Weise und schuf in Hermann und Dorothea, sowie in Reineke Fuchs, „der unheiligen Weltbibel“[51], zwei Epen von unvergänglichem Werte. Der Autor tritt mit seinen Empfindungen zurück, sein Auge, das göttlich schön und rein auf den Erscheinungen ruhte, nimmt das Bild der Welt auf, um es klar und ruhig wiederzuspiegeln.

Von Hermann und Dorothea bekennt der Dichter selbst: „Mit Leichtigkeit und Behagen war das Gedicht geschrieben und es teilte diese Empfindungen mit. Mich selbst hatten Gegenstand und Ausführung dergestalt durchdrungen, daß ich das Gedicht niemals ohne große Rührung vorlesen konnte und dieselbe Wirkung ist mir seit soviel Jahren noch immer geblieben“[52].

Reineke Fuchs, nach Herder „die erste größte Epopoe deutscher Nation, ja aller Nationen seit Homer“ und von Schiller gepriesen als „das beste poetische Produkt, was seit vielen, vielen Jahren in Umlauf gekommen ist“, zeigt, wieviel Humor auch Goethe eigen war. Beide Dichtungen haben gerade in den Stürmen der Gegenwart eine wunderbar sänftigende Wirkung ausgeübt. Die epische Breit, kontrastierte wohltuend gegen die in Katastrophen zugespitzte Geschichte, und die Ruhe der Kleinstadt, der Menschen, der behagliche Humor ließen vergessen, daß wir selbst in einer weltgeschichtlichen Tragödie mitzuspielen gezwungen waren, ja heute noch mittun müssen in leidenden Rollen. Der Vorhang ist

noch nicht gefallen. Nützen und ergötzen sollen die Dichter[53]. Beides ist unserm Goethe gelungen und Tausende danken es ihm, die nicht gerne vor immer neue Probleme gestellt sind, sondern lieber gerne die Meinung eines andern hören wollen, die positiv ausgesprochen wird.

Anders liegt die Sache bei den zwei Prosameisterschriften Goethes, dem Werther und den Wahlverwandtschaften. Beide sind aus heißem Blut und tiefen Wunden geboren. Den Werther, „lauter Brandraketen“[54], wollte sein Verfasser nicht wieder lesen, aus Angst vor dem „pathologischen Zustand“, aus dem er hervorging[55].

Als er den Werther vor sich sah, schaute Goethe seine eigene Geschichte an, und seine eigene Geschichte war die von Tausenden, denen „die Liebe zu Leid gegangen war“.

„Was mir in Kopf und Herzen stritt
Seit manchen lieben Jahren,
Was ich da träumend jauchzt' und litt,
Muß wachend nun erfahren.“[56]

Der Werther erzeugte nicht das Fieber, das weithin die Jugend schwächte, sondern deckte nur, nach Goethes Wort, „das Übel auf, das in jungen Gemütern lag“[57]. Trotzdem, die schreckliche Wirkung überschauend, die das Werk tat, entringt sich seinem Munde die Klage:

„Ach, wie oft hab ich die törichten Blätter verwünscht,
Die mein jugendlich Leid unter die Menschen gebracht.“[58]

Goethe, der einmal dem Verleger Goeschen gegenüber klagt, daß seine Werke nicht so „kurrent“[59]

seien wie die anderer Dichter, der in Weimar selbst die Konkurrenz Wielands und Kotzebues empfinden mußte, sah gerade beim Werther die eigene Forderung erfüllt: „Wer nicht eine Million Leser erwartet, sollte keine Zeile schreiben"[60].

Vom Werther kann das feine Wort auch gelten, das Frau v. Staël von den Wahlverwandtschaften sagte: „In dem Buche ist eine tiefe, aber entmutigende Kenntnis des menschlichen Herzens. Die Hauptpersonen sind dem Aberglauben zugänglicher als dem Glauben". Aber trotzdem bleiben beide Schriften, in denen mehr an den Menschen als durch sie geschieht, strahlende Perlen in der schimmernden Dichterkrone Goethes. Vor allem wirken sie sittlich, was freilich in unserer Zeit, in der die gröbere oder feinere Zote literarische Geltung erlangt hat, nicht als Vorzug gebucht wird. Daß aber Goethe durchaus sittlich wirken wollte, liegt ebenso in seiner Mahnung, die er später dem Werther nachsandte, „Sei ein Mann und folge mir nicht nach!", wie in dem eigenen Streben, durch das Werk den ungesunden, lähmenden Weltschmerz, die Sentimentalität auszuscheiden, um zur seelischen Gesundheit und frischem Wollen wieder zu gelangen. In den Wahlverwandtschaften, die das heikelste Thema in einer Form behandeln, wie sie vordem und nachdem keinem gelungen ist, hat Goethe den „einfachen Text" behandelt: „Wer ein Weib ansieht ihrer zu begehren, der hat schon die Ehe mit ihr gebrochen in seinem Herzen"[61]. „Es ist doch mein bestes Buch. Das Gesetz in dem Buche ist wahr. Das Buch ist nicht unmoralisch." Dabei ist es aus dem Leben, dem eigenen, wie auch dem Leben der Menschen gegriffen, die sich immer wieder

vor anziehende Kräfte gestellt sehen, denen gegenüber sie ihre Existenz und ein „reines Herz“ bewahren sollen. So moralisch erschien dem Autor sein Werk, daß er, wie berichtet wird, Knebeln, der Einwendungen erhob, schrieb: „Ich habe es nicht für Dich, ich habe es für Mädchen geschrieben“. Die Wahlverwandtschaften sind ein Hymnus auf die Ehe — „Anfang und Gipfel aller Kultur“[62] —, deren Heiligkeit zu wahren wir alle berufen sind.

Im Wilhelm Meister, einer „der inkalkulabelsten Produktionen, man mag sie im ganzen oder in den Teilen betrachten“, fand sich Goethe später selbst kaum zurecht. Nach seinem eigenen Geständnis fehlten ihm Maßstab und Schlüssel[63]!

Die Romantiker stellten den Roman zuhöchst, in dem sie neben Fichtes Wissenschaftslehre und der französischen Revolution eine Grundtendenz der Zeit sahen. Eine Fülle feiner Beobachtungen, schöner und weiser Gedanken schmücken den einfachen Grundgedanken, den freilich das reichliche Beiwerk oft ganz verdeckt, und der nach Goethes eigenen Worten folgender ist: „Man halte sich an die Worte Friedrichs, die er am Ende an unsern Helden richtet, indem er sagt: Du kommst mir vor wie Saul, der Sohn Kis, der ausging seines Vaters Eselinnen zu suchen und ein Königreich fand. Hieran halte man sich, denn im Grunde scheint doch das Ganze nichts anderes sagen zu wollen, als, daß der Mensch trotz aller Dummheiten und Verwirrungen, von einer höhern Hand geleitet, doch zum glücklichen Ziel gelange“[64].

Halten wir uns auch an diesen Grundgedanken, dann faßt sich nicht nur das bunte Bild eines bewegten Lebens im Roman, nein, auch das eigene

Leben in einen starken, festen Rahmen zusammen. Es gewinnt an Inhalt und Bedeutung, denn es ist nicht ein regelloses Spiel der Atome, auch nicht bloß der Weg zum Tode, sondern der Weg, der uns, trotz mancher Abirrung, doch zu einem „glücklichen Ziele“ führen soll.

Drama.

Weil Goethe, die „Fortifikationslinien“ seines Wesens kennend, an Zelter schrieb, er sei nicht zum tragischen Dichter geboren, denn seine Natur sei zu konziliant, um sich für den, eigentlich von Hause aus unversöhnlichen, rein tragischen Fall zu interessieren[65], ja, dieses Geständnis steigernd, zu Schütz bemerkte: „Ich habe gegen das Theater geschrieben“[66], fühlen sich Tausende von unberufenen Kritikern berechtigt, nun kurzerhand Goethe als Dramatiker in die zweite oder dritte Reihe zu stellen, ja ihn von diesem Felde dichterischen Schaffens unter höflicher Verbeugung vor den „schönen Gedanken“ auszuschließen.

„Mein höchster Begriff vom Drama“, schreibt Goethe an Kayser, „ist rastlose Handlung.“[67] Etwa zehn Jahre später (1797) lesen wir in einem berühmt gewordenen Briefe an Schiller: „Ich kenne mich nicht genug, um zu wissen, ob ich eine wahre Tragödie schreiben könnte, ich erschrecke aber bloß vor dem Unternehmen und bin beinahe überzeugt, daß ich mich durch den bloßen Versuch zerstören könnte“[68].

Fehlt es denn wirklich in seinen Dramen an „rastloser Handlung“ und an der Spannung, in der der tragische Dichter Hörer und Zuschauer erhalten

soll? Was Goethe von der „verteufelt humanen" Iphigenie sagt, sie sei reich an innerem, arm aber an äußerem Leben und verrate im gedruckten Worte „nur einen matten Wiederschein von dem Leben, das in ihm bei der Erfindung rege war"[69], gilt das nicht auch von vielen anderen seiner Dramen? Ist aber, so muß die nächste Frage lauten, dramatisches Leben nur in der äußern, nicht auch in der innern Welt der Seele zu finden? Sind die Kämpfe, die auf dem geheiligten Boden unserer Seele durchgerungen werden, weniger dramatisch, als die, von denen die Schlachtfelder der Geschichte Kunde geben? Sind Faust, Tasso, Iphigenie nicht wahrhafte Dramen, wenn auch der Schauplatz der eigentlichen Handlung nicht auf der Landkarte, sondern im menschlichen Herzen zu finden ist? Und ist in Goethes großen Dramen nicht der „heiße Atem" zu spüren des im tiefsten Innern bewegten Dichters? Mit herrlichen Gedanken und einer Reinheit, einem Adel der Gesinnung erquickt uns Goethe in der Iphigenie, die er nichts sagen läßt, was die heilige Agathe, deren Bild ihn ergriff, nicht auch sagen könnte[70].

Im Tasso, wie Goethe zu Eckermann sagt: „Bein von meinem Bein, Fleisch von meinem Fleisch", ist der Urgrund: „Disproportion des Talents mit dem Leben"[71]. Das ist ein tragischer Vorwurf, dessen dramatische Durchführung, meines Erachtens, des Dichters eigener Vorschrift voll entspricht. Er sagt: „Am Ende soll die Empfindung, in der Mitte des Stückes die Vernunft und am Anfang der Verstand vorwalten und alles gleichmäßig durch eine lebhafte, klare Einbildungskraft vorgetragen werden"[72]. Aber Goethe erfüllt noch eine andere Be-

dingung, die er vom Dramatiker verlangt, die „mächtige edle Gesinnung, die alle Werke durchdringt“[73].

Wir sind in der Gegenwart mit dramatischer Poesie, zum großen Teile undeutschen Ursprungs, überfüttert, deren Devise allerdings „rastlose Handlung“ ist, für die aber oft genug Platens Vorwurf gelten möchte:

„Welch babylonischer Turm als Vorwurf dienet der Handlung!
Freilich geschehen ist viel, aber es mangelt die Tat.“

Die Tat, durch die das Leben eine entscheidende Wendung nimmt, kann aus dem Leben, der Umwelt, den Verhältnissen, sie kann ebensogut aus uns selbst kommen, wenn die in unserm Innern miteinander ringenden Kräfte und Neigungen zur Entscheidung drängen und ein neues, besseres Ich siegreich das Feld behauptet. Wer denkt dabei nicht an Faust?

„Das Ungeheure war mir anempfohlen
Und ich behandelt' es im höchsten Sinn.“[74]

Faust ist nicht ein Drama, er ist das Drama, in dem die Menschheit ihr eigen Bild schaut, und jeder erkennt, daß er Faustisches und Mephistophelisches in sich trägt, beides miteinander im Kampfe, der dem, „der strebend sich bemüht“, den Sieg bringen soll über das Gemeine, Ungöttliche und Rettung des Göttlichen in uns in und für eine andere, bessere Welt.

Sollten die Konflikte zwischen Staaten und Fürsten, das dumpfe, trübe Treiben der Menschen gegeneinander und die schmerzlichen Enttäuschungen, die das Leben bringt, die einzigen Gegenstände des Dramas sein?

Übrigens hat Goethe, dem hundertsiebzehn Dramen und dramatische Entwürfe nachgezählt werden, auch ins volle, geschichtliche Menschenleben mit fester Hand gegriffen und im Götz, in Egmont geschichtliche Dramen geschaffen, die wirksam geblieben sind. Der scharfe Kritiker Herder schreibt an Goethe: „Gott segne Dich, daß Du den Götz gemacht hast, tausendfach". Und wenn auch der häufige Wechsel der Szene uns im Götz manchmal verwirrt, dann wollen wir an Goethes Wort uns erinnern: „Besser ein verworrenes Stück als ein kaltes"[75].

Auch die Freiheit werden wir bewundern, nicht tadeln, mit der der Dichter die geschichtlichen Gestalten behandelt, denn es handelt sich auch da um Wahrheit und nicht um Wirklichkeit. Der oder die Helden des Dramas müssen vom Zufälligen, Empirischen befreit und ihr Wesen, ihre Wahrheit leichter erkennbar gemacht werden. „Wozu wären denn die Poeten, wenn sie bloß die Geschichte eines Historikers wiederholen wollen? Der Dichter muß weitergehen und uns womöglich etwas Höheres und Besseres geben."[76]

Auch bei den Dramen gewahren wir die wunderbare Heilungstendenz der geistigen Natur Goethes. Wie er sich im Werther von der Sentimentalität, im Götz vom Sturm und Drang zu befreien bestrebt war, erscheint uns, wie Schröer bemerkt[77], Iphigenie als Ergebnis ernsten Strebens, in einer Zeit eines unwahren Kultus der Empfindsamkeit, zu einem Stil zu gelangen, der frei von allem Unwahren ist.

Zu Tasso, dessen Beziehungen zu Weimar und dem Hofe gewiß nicht geleugnet werden können,

erinnert Schröer[78] an Goethes Begeisterung für Tassos „befreites Jerusalem“ und an die Rührung, die Goethe stets überkam, wenn er die Worte der 64. Strophe des 12. Gesanges und die Stelle aus dem 13. Gesange las, da Tancredens Schwert den Baum trifft, Blut nach dem Hiebe fließt und eine Stimme ihm in die Ohren tönt, daß er auch hier Clorinden verwunde, daß er vom Schicksal bestimmt sei, das, was er liebe, überall unwissend zu verletzen.

In der natürlichen Tochter lösen sich die Disharmonien, die die Zeitgeschichte in Goethes Brust entstehen ließ und die zu mehreren Dramen des Dichters den unmittelbaren Anlaß gaben, nämlich den Mitschuldigen, dem Großkophta, dem Bürgergeneral und den Aufgeregten[79].

Die dichterische Form.

Goethe, der Meister des Stiles, kannte keine Überschätzung der Form, wie sie noch zu seinen Lebzeiten Platen eigentümlich war und bis heute viele literarische und ästhetische Kreise beherrscht.

Davon gibt ein kurzes, klares, sehr entschiedenes Wort Zeugnis, das wir in Dichtung und Wahrheit lesen und das lautet: „Ich ehre den Rhythmus und den Reim, wodurch Poesie erst zur Poesie wird, aber das eigentlich tief und gründlich Wirksame, das wahrhaft Ausbildende und Fördernde ist dasjenige, was vom Dichter übrig bleibt, wenn er in Prosa übersetzt wird“[80]. Der Sinn dieser Worte ist leicht verständlich. Wenn wir die Probe machen und ein oder das andere Werk, das uns gefallen hat,

seiner klingenden Form entkleideten, um seine Gedanken in schmuckloser Prosa einhergehen zu lassen, wir würden bald sehen, daß wir unsere Liebe an einen ihrer nicht würdigen Gegenstand hingegeben haben. Und doch bleibt die Wahrheit eines andern Goethewortes bestehen:

„Jede Form, die kommt von oben."[81]

Gerade bei der Form zeigt sich die Besonnenheit des Dichters. Stoff für seine Dichtungen bietet reichlich die Welt, jedermann sieht ihn vor sich; den Gehalt, der für das Werk auszumünzen ist, finden aber nur die, „die etwas dazu zu tun haben — und die Form ist ein Geheimnis den meisten"[82]. „Gehalt bringt die Form mit, Form ist nie ohne Gehalt."[83] Wir begreifen, was Goethe meint. In dem wertvollen Gehalt liegt die Form verschlossen, sie ist mit ihm gegeben, denn, wie Schiller sagt, „es ist der Geist, der sich den Körper baut". Sie, die Form, steigert den Gehalt, denn der geschliffene Edelstein übertrifft den ungeschliffenen an edlem Feuer.

„Und einzig veredelt die Form den Gehalt,
Verleiht ihm, verleiht sich die höchste Gewalt."[84]

Ein Mißverständnis ist, glaube ich, ausgeschlossen. Die nachlässige Form, in der sich so manche Dichter gefallen, die aber uns nicht gefällt, die wir, an Goethe geschult und gebildet, Stil verlangen, ist eine Versündigung an der Dichtkunst, für die allezeit Schillers schönes Wort gilt:

„Doch Schön'res find' ich nichts, wie lang ich wähle,
Als in der schönen Form die schöne Seele."[85]

Humboldt, der Goethe am Werke beobachtete, verehrt „die Sorgfalt seines Verfahrens“ und in einem Briefe an die Frau von Stein gesteht Goethe, „er künstele am Stil, daß er recht natürlich werde“[86].

„Die Form, ob sie schon vorzüglich im Genie liegt, will erkannt und bedacht sein. Hier wird Besonnenheit gefordert, daß Form, Stoff und Gehalt sich zu einander schicken, sich ineinander fügen, sich einander durchdringen.“[87]

Diesen, seinen eigenen ästhetischen Grundsatz hat Goethe in seinen großen Dichtungen, wie in den kleinen Liedern, herrlich zur Tat gemacht und ihm gilt, wie keinem andern, was er allgemein ausgesprochen hat:

„Denke, daß die Gunst der Musen Unvergängliches verheißt:
Den Gehalt in deinem Busen und die Form in deinem Geist.“[88]

Klassisch und Romantisch.

Auch die nicht viel von Goethe wissen, sein berühmtes Wort zu Eckermann kennen sie, mit dem er Klassisch und Romantisch voneinander schied. „Klassisch ist das Gesunde, Romantisch das Kranke.“[89] Goethe, der objektivste Dichter, ertrug den gesteigerten Subjektivismus nicht, der sich in den Werken der Romantiker breit machte. Wie er von einem jungen Schriftsteller, Dr. Wolff, sagte, er sei ein entschiedenes Talent, aber es gelinge ihm noch nicht zum Objekte durchzudringen[90], d. h. er bleibe in den Empfindungen stecken, die ein Ereignis in ihm hervorruft, statt dieses rein und ruhig zu schildern, das galt und gilt ja auch von der sublimierten Poesie der Romantiker mit ihrem Himmel, der blauer ist als blau, und der Sonne,

die goldiger als Gold ist. Ihnen gegenüber sieht Goethe in machtvoller, starker Schönheit die Griechen, zu denen wir immer zurückkehren müssen[91]. „Solange der Dichter bloß seine wenigen subjektiven Empfindungen ausspricht, ist er noch keiner zu nennen, aber sobald er die Welt sich anzueignen und auszusprechen weiß, ist er ein Poet und dann ist er unerschöpflich, wogegen eine subjektive Natur ihr bißchen Inneres bald ausgeschrieben hat und zuletzt in Manier zugrundegeht."[92] Solche Dichter gleichen freilich „Bären, die immer an eigenen Pfoten zehren"[93], der eigentliche Dichter ist aber berufen, die Herrlichkeit der Welt in sich aufzunehmen und in der Wirklichkeit das Ideelle, die Wahrheit aufzusuchen. Die starken, festen Linien, die die Antike, vor allem Homer in seinen belebten und bewegten Bildern zieht, die Freude am Objekte, das er schildert, ist Goethe ein Zeichen der Gesundheit. Das Überwuchern der Empfindsamkeit, die allzustarke Reaktion der Seele auf Einflüsse und Eindrücke der Welt, ist ein Zeichen der Krankheit[94].

Der Werther ist der Tribut, den Goethe darbringen mußte, um innerlich frei und gesund zu werden. Wenn der alternde und alte Dichter im Faust manch romantisches Element hineinverwebt, mag das gewiß hingehen, nicht weil es Goethe tat, sondern weil es dort nicht als tragende Säule, sondern nur als duftiger Blütenkranz Verwendung findet. Aber Goethe empfand den Widerspruch zu seinen Anschauungen und sagte zu Eckermann: „Ich habe jedoch gestrebt, daß alles im antiken Sinne, in bestimmten Umrissen dastehe (Walpurgisnacht), daß nichts Vages, Ungewisses vorkomme, welches

dem romantischen Verfahren gemäß sein mag“[95]. „Die jetzige Generation fürchtet sich vor aller echten Kraft und nur bei der Schwäche ist es ihr gemütlich und poetisch zu Sinne.“[96]

Über seine eigene, wie wohl jeder empfinden muß, klare, gesunde Art sprach sich Goethe zu Eckermann ausführlich aus, indem er die Frage, die soviel „Streit und Spaltungen“ verursachte, bis zu ihren Ursprüngen verfolgte.

Diese Frage bzw. „der Begriff von klassischer und romantischer Poesie, der jetzt über die Welt geht“, sagte er, „ist ursprünglich von mir und Schiller ausgegangen. Ich hatte in der Poesie die Maxime des objektiven Verfahrens und wollte nur dieses gelten lassen. Schiller aber, der ganz subjektiv wirkte, hielt seine Art für die rechte und, um sich gegen mich zu wehren, schrieb er den Aufsatz über naive und sentimentalische Dichtung. Er bewies mir, daß ich selber wider Willen romantisch sei und meine Iphigenie, durch das Vorwalten der Empfindung, keineswegs so klassisch und im antiken Sinne sei, als man vielleicht glauben möchte. Die Schlegel ergriffen die Idee und trieben sie weiter“[97].

Schillers, von Goethe so oft gerühmte „produktive Kritik“ trifft ins Schwarze. Aber das ist eben der Unterschied, daß, was bei Goethe Mittel zum Zweck ist, bei den Romantikern Selbstzweck ist und, daß die Empfindung, die Leben und Taten begleitet, zum Inhalt des Lebens gemacht wird, wodurch das Leben sich wandelt in Sehnsucht und Traum. „Die Schlegel ergriffen die Idee und trieben sie weiter.“ Da liegt der Fehler der Romantik, denn eine überspannte Wahrheit wird oft genug zur Unwahrheit.

Um ganz deutlich zu sein, mag hier noch ein Wort Goethes, das er jungen Dichtern zurief, Platz finden. „Fragt euch nur bei jedem Gedichte, ob es ein Erlebtes enthalte und ob dieses Erlebte euch gefördert habe. Ihr seid nicht gefördert, wenn ihr eine Geliebte, die ihr durch Entfernung, Untreue oder Tod verloren habt, immer betrauert, das ist gar nichts wert. Man halte sich ans fortschreitende Leben, denn da beweist sichs im Augenblick, ob wir lebendig sind und bei späterer Betrachtung, ob wir lebendig waren.“[98]

Es ist bezeichnend, daß Fichte der Philosoph der Romantik war. Nur seine Philosophie sei dem Dichter angemessen, erklärt Schlegel, weil sie von der Freiheit und dem Glauben an sie ausgehe und zeige, wie der menschliche Geist sein Gesetz allen aufprägt und wie die Welt sein Kunstwerk ist. Das ist derselbe Gedanke, den Fichte in die Worte kleidet: ich behaupte mit dürren Worten, daß selbst die Erfahrung von uns durch ein schöpferisches Vermögen produziert werde! Da haben wir den Gegensatz zu Goethe, dem objektiven, in seiner vollsten Schärfe.

Gerade, weil ihnen das Ich wichtiger war als das „Nichtich“, die Welt, bot sich ihnen eine Brücke zum Katholizismus, zum Kloster, zum Mittelalter, oder mit anderen Worten zur heiligen Ruhe der frommen Seele, die einen magischen Kreis um sich zieht, der die Welt mit ihrem Lärm fern hält.

Dieses Streben, das nicht ohne politischen Einschlag blieb, hat den Protestanten Goethe mit seinem weltoffenen Blick und seiner Freude an der Herrlichkeit der Schöpfung, ohne daß diese immer zu weh-

mütigen, sentimentalen Betrachtungen führen mußte, gewaltig erbost.

„Mir will das kranke Zeug nicht munden,
Autoren sollen erst gesunden."[99]

„Friedrich Schlegel erstickte am Wiederkäuen sittlicher und religiöser Absurditäten, deshalb er sich in den Katholizismus flüchtete. Schiller liebte sie nicht, er haßte sie."[100]

Wilhelm Meister gefiel den Romantikern. „Die Berufslosigkeit des Helden, sein zielloses Wandern, sein Herankommenlassen der Dinge — das alles war höchst romantisch. Nun gar die Krönung des Ganzen: Die geheimnisvolle Gesellschaft vom Turm!"[101] Und doch auch dieser Roman wurde von der Romantik zu leicht befunden, denn der Mystizismus war vergessen. Dem Goethe, der nach seinem eigenen Worte „aus dem Dunkel ins Helle strebte"[102], trat immer bewußter der Geist entgegen, der sich aus dem Hellen ins Dunkel flüchtete.

Diesem romantischen Traumleben gegenüber läßt Goethe sogar die Nibelungen gelten, an deren Tafel es ihm sonst nicht so gut mundete, wie an der Homerischen und er nennt sie da „klassisch wie den Homer, denn beide sind gesund und tüchtig"[103].

Realismus.

Mit vollem Munde und vollen Backen loben Literaten aller Zungen die Gegenwart, als die den Realismus, den „verismo" siegreich gemacht habe, den Kothurn verachtend und „das große gigantische Schicksal, welches den Menschen erhebt, wenn es

den Menschen zermalmt"[104]. Aber es ist nichts Neues unter der Sonne und die getreue, photographisch treue Abbildung der Wirklichkeit ist in Schillers Gedicht Shakespeares Schatten als unkünstlerisch verworfen, offenbar im Hinblick auf Kotzebue, der ja einer der Ahnherren des bürgerlichen Realismus ist.

Unzählig sind die Stellen in Goethes Werken, wo der als Realist etikettierte und rubrizierte Dichter den ganzen sogenannten Realismus weit von sich weist. „Das Wirkliche, ohne sittlichen Bezug, nennen wir gemein"[105], damit spricht er schon eine Scheidung des von der Welt gegebenen Stoffes als unerläßlich aus. „Man will Wahrheit, man will Wirklichkeit und verdirbt dadurch die Poesie"[106]; denn „die Wirklichkeit soll nur die Motive hergeben, die auszusprechenden Punkte, den eigentlichen Kern, aber ein schönes, belebtes Ganzes daraus zu bilden, ist Sache des Dichters"[107]. „Was soll das Reale an sich?" fragt Goethe ein andermal. „Wir haben Freude daran", ist seine Antwort, „wenn es mit Wahrheit dargestellt ist, ja, es kann uns auch von gewissen Dingen eine deutlichere Erkenntnis geben. Aber der eigentliche Gewinn für unsere höhere Natur liegt doch allein im Idealen, das aus dem Herzen des Dichters hervorging."[108] Goethes große Anschauung, im Besondern das Allgemeine, im Allgemeinen das Besondere zu erblicken, diese Vertiefung des Weltbildes, das aus roher, zerstreuender, unfruchtbarer Empirie, aus verworrener Wirklichkeit in die Sphäre der Wahrheit, aus dem Zufälligen ins ewig Geordnete gehoben werden muß, finden wir auch in dem Faustwort:

„Und was in schwankender Erscheinung schwebt, befestiget mit dauernden Gedanken.“[109]

„Je inkommensurabler und für den Verstand unfaßlicher eine poetische Produktion, desto besser.“[110] Damit rückt Goethe wohl am weitesten von denen ab, die, alte Aufklärungstendenzen auch auf die Bühne bringend, sich an den Verstand wenden, dem sie kein Mysterium zumuten dürfen, denn er ist nicht das Organ dafür und doch „nur am Mysterium wird die Seele groß“ (Novalis).

„Das Ideelle im Reellen anerkennen“, verlangt Goethe in einer naturwissenschaftlichen Schrift[111], wieviel mehr muß es gelten von der Kunst, die vom Himmel stammt und in höhere Sphären heben soll.

Dieses heute so maßlos überschätzte Wirkliche „gilt doch nichts für sich, sondern wird erst dadurch etwas, daß es als Folie durch den poetischen Körper durchscheint“[112]!

In derselben Sonne, die den einen nur durch ihre dunklen Flecken interessant ist, sehen die anderen, die dankbaren und feinen Gemüter, den Strom von Licht und Feuer, der sich segnend zur Erde ergießt. In derselben Welt, die den einen nur interessant ist um der dunklen Schatten, die auf und in ihr liegen, freuen sich die andern, daß es immer wieder einen Frühling gibt mit herrlichen Blüten, Sommer und Herbst mit reichen Früchten. Sind die nicht auch Realisten?

„Die echte Kunst hat ein reales Fundament, aber sie ist nicht realistisch“[113], sagt Goethe kurz und abschließend, aber den Herren, die da schreiben, „ist's eigentlich das Gemeine, was ihnen Natur heißt“[114].

Das Romantische ist „in seinen Abgrund verlaufen“[115] und nun hat das Ich, das so lange im Vordergrund stand, dem Realen, der Wirklichkeit weichen müssen, eine Krankheit löst die andere ab. „Die Poeten schreiben alle, als wenn sie krank und die Welt ein Lazarett wäre.“ Statt den einzelnen mit dem Leben zu versöhnen und „die kleinen Zwiste des Lebens auszugleichen“, was doch „der Zweck der Poesie“ ist, statt ihn „mit Mut auszurüsten, den Kampf des Lebens zu bestehen“, ist ihre Poesie eine Lazarettpoesie, die die Menschen in „immer größere Unruhe hineinhetzt“[116] und uns den Stoßseufzer auf die Lippen legt: „Bewahre uns!“[117]

Romantik und Realismus, Gegensätze an sich, haben das eine gemein, daß sie die Welt verachten. Die Romantik zieht aus nach der „blauen Blume“ mit unbefriedigtem Sehnen, doch wenigstens Hoffnung im Herzen und mit Freude an der Natur, an „der mondbeglänzten Zaubernacht und an der wunderbaren Märchenwelt“. Der Realismus, in der Tat oft genug nur der dramatische Ausdruck des Pessimismus, der sich „in der detaillierten Betrachtung des Verwesens gefällt“[118], führte zu Goethes Zeiten, wie oft genug in unserer, dazu, „daß man die Begrabenen beneiden muß“[119], als die eine so traurige Welt und ein so häßliches Leben glücklich verlassen haben.

Aber Romantik und Realismus haben in dem, was sie an höherer Wahrheit enthalten, in dem großen Dichter ein wunderbares Leben gefunden, in Goethe, der hier wie überall die gesunde Verbindung entgegengesetzter Richtungen darstellt, sie in seiner Persönlichkeit zusammenfassend.

Schlußwort.

„Von Gedichten, aus der Luft gegriffen, halte ich nichts.“[120] Die Gelegenheit schafft den Dichter Goethe aber in zweifachem Sinne. Der Dichter nimmt die Welt auf, das Wirkliche poetisch verklärend oder er bewahrt sein Ich durch die Dichtung. Die politischen Stürme am Anfang des 19. Jahrhunderts lassen ihn nach dem fernen Osten flüchten, aber nach seinem eigenen Geständnis war der west-östliche Diwan noch in einem anderen Sinne „Selbstbewahrung“. Die Lektüre des Hafis ergriff ihn: „ich mußte mich dagegen produktiv verhalten, weil ich sonst vor der mächtigen Erscheinung nicht hätte bestehen können“[121].

Welch interessanter Einblick in die treibenden Kräfte seines Innern! Die Gelegenheit, die die Dichtung anregt, ist gleichsam positiv oder negativ bestimmt. Sie reizt zu poetischer Behandlung, gibt das Gerüste oder Fundament zum poetischen Werke, oder sie ruft auf, das Ich nicht im Strom und Sturm der Zeit untergehen zu lassen. Der Dichter will das Fremde, das ihm nicht angehört, nicht eindringen lassen. So ist ihm Poesie tatsächlich „weder Rede noch Kunst“[122], sondern Leben.

Und wie der Vergilsche Neptun sein „placidum caput“, das friedliche Haupt aus den Wogen emporhebt, gewahren wir Goethes, des Olympiers Haupt in machtvoller Ruhe in einer Zeit, „da Throne bersten, Reiche splittern“.

Nicht stoische, unfruchtbare Ruhe, nicht schwächlicher Friede ists, die wir bei ihm sehen, es ist die große, überlebensgroße Persönlichkeit, die menschlich

genug in ihren Empfindungen, durch ein daimonion getrieben wird, sich zu bewahren und in einer naiven Hingabe an Kunst und Künste den Quell zu immer neuer Kraft und neuem Leben findet. Seine Dichtungen sind Kunstwerke, aber kein geringeres Kunstwerk ist sein Leben. Hell strahlt sein Licht, ja immer heller und dankbar bekennen Tausende mit Jakob Grimm: „Wenn Goethe unserer Literatur fehlte, fehlte ihr die Sonne am Himmel".

Goethe und die Kunst.

„Denn das ist der Kunst Bestreben,
Jeden aus sich selbst zu heben,
Ihn dem Boden zu entführen;
Link und Recht muß er verlieren
Ohne zauderndes Entsagen;
Aufwärts fühlt er sich getragen!
Und in diesen höhern Sphären
Kann das Ohr viel feiner hören,
Kann das Auge weiter tragen,
Können Herzen freier schlagen.“[1]

Aufwärts führt die Kunst, aufwärts die Religion. Beide sind miteinander verwandt, ja die Kunst beruht, nach der edlen Goetheschen Anschauung, „auf einer Art von religiösem Sinne und einem unerschütterlichen Ernste[2] und deshalb haben nur „religiöse Menschen schöpferische Kraft“[3].

Wenn wir mit diesen Worten den oft und oft wiederholten Ausspruch Goethes zusammenhalten:

„Wer Wissenschaft und Kunst besitzt,
Hat auch Religion;
Wer jene beiden nicht besitzt,
Der habe Religion.“[4]

wird es uns, glaube ich, deutlich genug, daß der Dichter in der Kunst keinen Ersatz für die Religion findet, sondern daß er für beide, Kunst und Religion, einen gemeinsamen Urgrund annimmt, das metaphysische

Bedürfnis des Menschen, die Welt des Gemütes, wie er für beide als gemeinsames Ziel die „höheren Sphären" nennt, zu denen sie uns emportragen sollen.

Die Kunst hat die hohe Aufgabe, „Vermittlerin des Unaussprechlichen zu sein"[5], sie ist eine Offenbarung, die Kunde aus einer andern Welt, von den Griechen erklärt durch die sinnige Sage vom Gotte Genius, der, vom Olymp herabschwebend, sich seine Stätte sucht in der Brust des Künstlers[6].

Religion definierte zu Goethes Zeiten Schleiermacher als „das Gefühl schlechthiniger Abhängigkeit". Damit war sie, wenn auch begrifflich zu enge gefaßt, endlich dorthin geführt, wo ihre Kraft sich am reinsten und schönsten entfaltet — ins Gemüt. Für Goethe ist „der allgemeine Punkt, in welchen die Wirkungen aller Künste, redender sowohl als bildender, sich sammeln, aus welchem alle ihre Gesetze ausfließen: das menschliche Gemüt"[7].

Wie man mit Recht ausrufen kann: Was wäre die Welt ohne Religion?, gilt Goethe ebenso berechtigt der fragende Ruf: „Was wäre die Welt ohne Kunst?"[8]

Die wahre Kunst, d. h. jene, die wirklich „Vermittlerin des Unaussprechlichen" ist, verlangt einen Künstler, der fähig ist, „sich zu Ideen zu erheben"[9]. Mit diesen Ideen schafft er nachbildend die Natur, ihren großen Gedanken nachdenkend und ihre Geheimnisse durch Intuition enthüllend, nicht ihr Sklave, aber auch nicht ihr Herr[10].

„Die Kunst steckt wahrhaftig in der Natur, wer sie heraus kann reißen, der hat sie", hat schon Albrecht

Dürer erkannt, und diese Erkenntnis soll das Verhalten jedes Künstlers zur Natur bestimmen.

Der wahre Künstler lernt an der Natur, lernt von ihr, doch nicht, um bei ihr stehen zu bleiben und mit der Treue des emsigen Zeichners alle Linien mit seinem Pinsel oder Stift festzuhalten. Er schreitet von der Wirklichkeit zur Wahrheit, vom Tatsächlichen zur Idee, vom Stofflichen zum Gedanklichen und vom Vergänglichen zum Ewigen — eine Welt erschließend, die nur sein Auge wahrnimmt, die aber dann alle ahnen oder sehen können, denen er Führer geworden ist.

„Das Überschwengliche macht die Größe“[11] und die Größe ist's, die uns erhebt. Wie wenige finden aber selbst den Weg zu dem Überschwenglichen! Wie viele bleiben bei der rein sinnlichen Beobachtung stehen, ohne zu ahnen, daß alles Symbol[12] und alles Vergängliche nur ein Gleichnis sei[13].

Zu wenig Phantasie ist ebenso von Übel, wie zu viel. Sie ist nötig, denn „das Aperçu“, dieses plötzliche Gewahrwerden sonst verborgener Zusammenhänge ist ohne sie nicht denkbar, aber sie lauert „als der mächtigste Feind“[14] für den Künstler, dessen gedankliche und seelische Klarheit und Gesundheit ihrem Fluge nicht die nötigen Grenzen bestimmt.

Der echte Künstler überfliegt das weite Feld der Wirklichkeit, aber nicht, um haltlos zwischen Himmel und Erde zu schweben, sondern, um in künstlerischer Anschauung das Wesen der Welt, der Natur, des Menschen zu erkennen, „fußend im Realen, aber nicht realistisch“[15], das Objekt darstellend und zugleich verklärend.

„Die Kunst bleibt die würdigste Auslegerin der

Natur."[16] Sie läßt uns ihr Wesen viel besser erkennen, als das tote Wissen um sie, denn „die Schönheit", die der Kunst letzter und vornehmster Zweck ist, „ist eine Manifestation geheimer Naturgesetze, die uns ohne dessen Erscheinung ewig verborgen geblieben wären"[17].

„Die Schönheit ist ein Urphänomen, das zwar nie selber zur Erscheinung kommt, dessen Abglanz aber in tausend verschiedenen Äußerungen des schaffenden Geistes sichtbar wird und so mannigfach verschieden ist wie die Natur."[18]

„Der Seligkeit Fülle, die hab' ich empfunden!
Die Schönheit besaß ich; sie hat mich gebunden;
Im Frühlingsgefolge trat herrlich sie an.
Sie erkannt' ich, sie ergriff ich; da war es getan,
Wie Nebel zerstiebte trübsinniger Wahn,
Sie zog mich der Erd' ab, zum Himmel hinan ....
Sie steiget hernieder in tausend Gebilden,
Sie schwebet auf Wassern, sie schreitet auf Gefilden;
Nach heiligen Maßen erglänzt sie und schallt,
Und einzig veredelt die Form den Gehalt,
Verleiht ihm, verleiht sich die höchste Gewalt."[19]

So besingt Goethe in der Pandora die Schönheit mit Epimetheus bekennend:

„Ich irre nicht! Die Schönheit führt auf rechte Bahn."[20]

Wem fielen nicht beim Lesen dieser Verse Schillers „Künstler" ein, vor allem die Worte: „Was wir als Schönheit hier empfunden, wird einst als Wahrheit uns entgegengehen"?

„Wie Natur im Vielgebilde
Einen Gott nur offenbart,
So im weiten Kunstgefilde
Webt ein Sinn der ew'gen Art;
Dieses ist der Sinn der Wahrheit,
Die sich nur mit Schönem schmückt

Und getrost der höchsten Klarheit
Hellsten Tags entgegenblickt."[21]

Schönheit ist Einfalt und Stille und der Weg zu ihr geht „vom Nützlichen zum Wahren"[22]. „Sie mit Freude zu verehren und diese Anlage Tag für Tag, Stunde für Stunde auszuüben ist das seligste aller Gefühle."[23]

Der Kultus der Schönheit gibt dem Künstler im Vereine mit den Ideen, die ihm die Seele bewegen, und dem reinen Schauen, das dem Objekte sein Recht läßt, aber auch nicht mehr als dieses, die schöpferische Kraft, die einen Gegenstand der Natur, den sie ergriffen hat, ihr auch schon wieder entnimmt[24], um ihn im Augenblicke wieder zu schaffen. Dieses Hervorbringen eines Geistig-Organischen, das dadurch erfolgt, daß der Künstler dem Gegenstande „das Bedeutende, Charakteristische, Interessante abgewinnt"[25], alles Zufällige aber fallen läßt, geschieht im Wetteifer mit der Natur, deren Zwangsläufigkeit gegenüber der Künstler als freier Schöpfer erscheint.

„Es ist freilich keine Kleinigkeit, aus dem Gemeinen das Edle, aus der Unform das Schöne zu entwickeln"[26], die Größe der Aufgabe setzt eine besondere Gabe, und neben dieser, sittlichen Ernst und strengen Fleiß voraus. „Die Kunst bleibt Kunst! Wer sie nicht durchgedacht, der darf sich keinen Künstler nennen"[27] und „in der Kunst ist nur das Beste gut genug."[28] Um „das Beste" zu erzielen halte sich der Künstler vor Augen, daß das angestrebte Kunstwerk „einen solchen Gehalt und eine solche Form erhalte", die es „zugleich natürlich und übernatürlich erscheinen" lassen[29].

Gewiß, „die eigentliche Produktionskraft liegt im Bewußtlosen"[30], in dem Träumen, das zugleich ein

Schauen ist, aber von da, von jenen ersten Anfängen, den Eingebungen, führt der Weg durch eine Fülle von Mühe und Arbeit.

„Drum übe dich nur Tag für Tag
Und du wirst seh'n, was das vermag;
Dadurch wird jeder Zweck erreicht,
Dadurch wird manches Schwere leicht
Und nach und nach kommt der Verstand
Unmittelbar dir in die Hand."[31]

„Natur und Kunst kennen nur eine Operation: Gestaltung"[32], aber anders gestaltet die Natur, die Leben schafft, anders die Kunst, der es um die Schönheit geht.

„Die Aufgabe jeder Kunst ist, durch den Schein die Täuschung einer höhern Wirklichkeit zu geben, falsch ist es, den Schein solange zu verwirklichen, bis endlich nur ein gemeines Wirkliche übrig bleibt"[33], d. h. mit anderen Worten: das Materielle soll vergeistigt, nicht das Geistige verstofflicht werden, ja, die höchste Kunst wäre die, die das Stoffartige ganz vertilgen würde, nicht im Sinne der Leugnung, sondern der Verwandlung. Der Künstler, der in seiner Seele gewaltige Zeugungskraft besitzt, „fürchte sich nicht vor dem Gemeinen. Indem er es aufnimmt, ist es schon geadelt"[34], — doch wird die Tendenz des Künstlers, der diesen Namen verdient, nicht wie es heute so tausendfach geschieht, auf das Häßliche, Gemeine und Lüsterne gehen. „Gott erhalte uns unsere Sinne und bewahre uns vor der Theorie der Sinnlichkeit"[35], so möchten wir wohl oft mit Goethe ausrufen, wenn uns eine sogenannte Kunst „sexuelle Aufklärung" vermitteln will.

„Phantasie und Witz finden mehr ihre Rechnung, sich mit dem Häßlichen zu beschäftigen (man denke an Karikaturen, von Goethe Zerrbilder genannt) als mit dem Schönen. Aus der Häßlichkeit läßt sich viel machen, aus der Schönheit nichts."[36]

Theorie versperrt den Weg ebenso zu reinem Schauen, wie zu vollem, starken Schaffen[37]. Nicht soviel Reflexion und Theoretisieren, sie verraten „Mangel oder Stockung der Produktionskraft"[38], sondern „sinnliche Erfahrung"[39].

„Künstler zeiget nur den Augen
Farbenfülle, reines Rund,
Was den Seelen möge taugen.
Seid gesund und wirkt gesund!"[40]

Damit wird der Künstler indirekt moralisch wirken; verfehlt aber ist es, vom Kunstwerk moralische Zwecke zu fordern. „*Moralische Folgen* wird ein gutes Kunstwerk immer haben, aber *Zwecken* darf weder die Kunst, noch die Natur an sich dienstbar gemacht werden."[41]

Nicht nur der Künstler soll gesund sein, d. h. sich in jenem schönen seelischen Gleichgewichte befinden, das aus der harmonischen Entwicklung aller Kräfte herkommt und das deshalb auch im Sturme der Leidenschaften, die dem Künstler, der kein Stoiker sein darf, nie verloren gehen soll, auch der Liebhaber der Kunst sei gesund. Bei ihm wird die Gesundheit sich vor allem darin zeigen, daß er naiv genießen kann. Das Kritisieren, d. h. das Zerlegen ist dem Kunstwerke gegenüber eine falsche Stellung, geeignet, alle belebende und erhöhende Wirkung zu beseitigen. Erst nachdem das Werk seine Wirkung getan hat,

mag eine „produktive Kritik" die Komponenten aufzeigen, die zu der Resultante führten.

„Der echte, gesetzgebende Künstler strebt nach Kunstwahrheit, der gesetzlose nach Naturwirklichkeit."[42] In diesen programmatischen Worten Goethes ist klar und deutlich Urteil und Verurteilung aller jener Bestrebungen, die die Kunst erniedrigen, indem sie das sogenannt Natürliche überschätzen.

Goethes Anschauungen weisen deutlich genug nach Hellas. Er besitzt den „Enthusiasmus", ohne den, nach seinen eigenen Worten, die Kunst, besonders der Alten, nicht zu fassen und zu begreifen ist. Erstaunen und Bewunderung allein lassen „den Zugang in das Innere des Heiligtums" finden[43]. „Ein jeder sei auf seine Art ein Grieche, aber er sei es."[44] Der große Vorzug der Alten ist: „Sie stellen die Existenz dar, wir den Effekt; sie schildern das Fürchterliche, wir schildern fürchterlich"[45]. Mit welch herrlicher Knappheit weiß Goethe in diesen Worten den springenden, den prägnanten Punkt bloßzulegen und antike Naivität und moderne Sentimentalität einander gegenüberzustellen. Erinnern wir uns dabei dessen, was wir bei der romantischen Poesie zu bemerken hatten und denken wir demgegenüber an Homer, dann, meine ich, wird das Problem an sich klar genug und es erübrigt nur unsere Entscheidung.

Der Künstler tritt in der Antike hinter dem Werke zurück, er sieht die Sachen in sich, nicht sich in den Sachen[46], er schafft ohne Reflexion, die sich mit der Wirkung abgibt oder gar die Zugkraft gerieben und gerissen berechnet.

„Die Ros' ist ohn' Warum,
Sie blühet, weil sie blühet." (Angelus Silesius.)

Der moderne Künstler ist geneigt, neben dem Mittelpunkte seines Schaffens, der im Objekte liegt, noch einen zweiten wirksam sein zu lassen, der in seiner Persönlichkeit, seinem Empfinden, seinen Reflexionen zu finden ist. Ja, nicht zu selten läßt der gesteigerte Subjektivismus die Dinge selbst in einem ihnen fremden Lichte erscheinen und der Gegenstand entschwindet unsern Augen, weil der vordringliche Künstler ihn vor unseren Augen mit seiner Persönlichkeit verdeckt.

Gesteigerte Reizbarkeit, wie sie dem Seelenleben heute eignet, eine Art „seelischer Nervosität", wenn man dies kühne Wort gebrauchen darf, erschwert das „reine Schauen"[47], weil sich Bilder, die aus der Seele aufsteigen, mit dem Bilde des Gegenstandes, es trübend und verwirrend, vermengen.

Die Griechen waren „das schönaugigste Volk und ein Volk von Kindern", wie jener ägyptische Priester zu Solon sagte. Die Schönheit war ihnen alles und Demetrius wurde getadelt, weil er die Ähnlichkeit der Schönheit vorgezogen hatte[48].

Heute findet das Gegenteil statt. Die Ähnlichkeit ist alles! Wenn eine Darstellung die nackte Wirklichkeit, technisch vollendet, aber ohne die Kraft wahrer Kunst, ganz ohne schöpferischen Gedanken, kalt berechnend wiedergibt, dann jubelt der Chor der realistischen Kunstenthusiasten, die glauben, daß sie „das Wahre sehen, wenn sie das Gemeine sehen".

Die Technik ist nicht Kunst, sondern Handwerk. Aber zum Kunstwerk bedarf ihrer der Künstler. „Es ist eine Tradition: Daedalus, der erste Plastiker, habe die Drehscheibe des Töpfers beneidet. Von Neid möchte wohl nichts vorgekommen sein, aber der große

Mann hat wahrscheinlich vorempfunden, daß die Technik in der Kunst zuletzt verderblich werden müsse."[49]

Die alles Wahre „natürlich" haben wollen, „reißen die Kunst aus ihrer Sphäre" und „die Technik im Bündnis mit dem Abgeschmackten ist die fürchterlichste Feindin der Kunst"[50].

Denen, die die Technik überschätzen, stehen die Dilettanten gegenüber, die zu ihrer Unterschätzung neigen.

„Die Dilettanten, wenn sie das Möglichste getan haben, pflegen zu ihrer Entschuldigung zu sagen, die Arbeit sei noch nicht fertig. Freilich kann sie nie fertig werden, weil sie nie recht angefangen wird. Der Meister stellt sein Werk mit wenig Strichen als fertig dar: ausgeführt oder nicht, schon ist es vollendet. Der geschickteste Dilettant tastet im Ungewissen und, wie die Ausführung wächst, kommt die Unsicherheit der ersten Anlage immer mehr zum Vorschein. Ganz zuletzt entdeckt sich das Verfehlte und so kann das Werk freilich nicht fertig werden." Aber trotzdem soll man „den Dilettanten nicht schelten, wenn er sich mit einer Kunst abgibt, die er nie lernen wird", denn „es ist eine angenehme Empfindung, sich mit etwas zu beschäftigen, was man nur halb kann"[51].

„Der Dilettant wird nie den Gegenstand, immer nur sein Gefühl über den Gegenstand schildern"[52], und das ist begreiflich. Im letzteren Falle ist er freier und kann seine Mittel und Gaben besser gebrauchen. Allerdings entspricht das nicht der Forderung, die dem echten Künstler gilt, den Stoff zu beherrschen. Erst, wenn der Dilettant Anspruch erhübe, ein Künstler genannt zu werden, müßten ihm wohlwollende Kritiker die Grenzen seines Könnens zeigen. Sonst

ist's gewiß nur zu begrüßen, daß es recht viele Liebhaber der Kunst und damit auch viele Dilettanten gebe.

Goethe äußert sich in seinen Werken zu allen Künsten[53]. Wir sind genötigt, uns zu beschränken und wollen nur seine Stellung zur Musik besonders ins Auge fassen.

Über Goethe und die Musik hat Chamberlain in seinem hier oftmals genannten Werke neues und helles Licht verbreitet und so mancher gedankenlos nachgesprochenen Phrase den Garaus gemacht[54]. Mag man immerhin Engels Wort gelten lassen, daß Goethe „ein aufnehmender, aber nicht kräftig entgegenkommender Liebhaber war"[55], so lassen sich doch bei dem Aufnehmen verschiedene Grade denken. Hören wir nur einige besonders kennzeichnende Worte des Dichters über die Musik.

„Die Tonkunst (ist) das wahre Element, woher alle Dichtungen entspringen und wohin sie zurückkehren"[56], „sie füllt den Augenblick am entschiedensten aus"[57], und „der Gesang hebt, wie ein Genius zum Himmel und reizt das bessere Ich in uns an, ihn zu begleiten"[58].

Goethe liebte das „frohe Tonmaß herzerhebenden Gesanges"[59], Musik zu Faust war seines Herzens Wunsch[60], aus musikalischer Stimmung heraus formen sich seine herrlichen Lieder, die er immer mehr der Musik anzunähern sich bemüht[61]. Musik nennt er einen Genuß, dem kein anderer zu vergleichen[62] ist und eine Kraft, die „die geballte Hand flach läßt"[63].

Die Töne sind der wundersame Ausdruck unserer tiefsten Empfindungen.

„Da schwebt hervor Musik mit Engelschwingen,
Verflicht zu Millionen Tön' um Töne.
Des Menschen Wesen durch und durchzudringen,
Zu überfüllen ihn mit ew'ger Schöne.
Das Auge netzt sich, fühlt im höhern Sehnen
Den Götterwert der Töne, wie der Tränen!“[64]

„Der Musikus kann alles.“[65] Nur eins darf man von ihm und seiner Kunst ebensowenig verlangen, wie von den andern Künsten: die Einwirkung auf die Moralität[66].

In diesem Punkte hat Aristoteles geirrt, der der Meinung war, es ließe sich die Musik zu sittlichen Zwecken bei der Erziehung benützen, indem ja durch heilige Melodien die in den Orgien erst aufgeregten Gemüter wieder besänftigt würden und also wohl auch Leidenschaften dadurch könnten ins Gleichgewicht gebracht werden[67].

Der Musik schönste, aber ganz absichtslose Wirkung hat Goethe bei sich selbst gefühlt, als er Johann Sebastian Bachs Werke hörte und den Eindruck in die bedeutsamen Worte faßte, es sei ihm zu Mute gewesen „als wenn die ewige Harmonie sich mit sich selbst unterhielte, wie sichs etwa in Gottes Busen, kurz vor der Weltschöpfung, möchte zugetragen haben“. „So bewegte sichs“, fährt er fort, „auch in meinem Innern und es war mir, als wenn ich weder Ohren, am wenigsten Augen, und weiter keine übrigen Sinne besäße noch brauchte.“[68] So erfüllte Bachsche Tondichtung bei Goethe das, was er einmal ganz allgemein als der Musik Kraft und Vorrecht mit den Worten ausdrückt: „Das Innere in Stimmung zu setzen, ohne die gemeinen äußeren Mittel zu gebrauchen“[69], ein Ausspruch, den ein anderes

Wort Goethes noch scharf unterstreicht, nämlich: „die Würde der Kunst erscheint bei der Musik vielleicht am eminentesten, weil sie gar keinen Stoff hat, der abgerechnet werden müßte. Sie ist ganz Form und Gehalt und erhöht, veredelt alles, was sie ausdrückt“[70].

Zum Schlusse möchten wir noch des Künstlers Goethe gedenken.

„Analyse“, sagt Goethe, „war nie meine Stärke.“[71] Aber die macht auch nicht den wahrhaften Künstler, dem vor allen fruchtbare Anschauung eigen sein muß. „Wenn ich Worte schreiben will, so stehen mir immer Bilder vor Augen“, hören wir aus seinem eigenen Munde[72], und nehmen wir den auffallenden Ausspruch aus der italienischen Reise hinzu: „Schreiben muß man wenig, zeichnen viel“[73], so offenbart sich uns jene Eigentümlichkeit Goethes, die Herdern zu dem Ausruf veranlaßte: „Es ist alles Blick an Euch“ und später Richard Wagner den Dichter „einen ganzen und vollkommenen Augenmenschen“ nennen ließ.

Ohne unmittelbare Anschauung begreift Goethe nicht, ohne sie wagt er nie einen Gegenstand zu behandeln. „Das war seine“, wie Humboldt zu Schiller bemerkte, „solide Manier, immer vom Objekte das Gesetz zu empfangen und aus der Natur der Sache heraus ihre Regeln abzuleiten.“

Wer von der Kunst keine „sinnliche Erfahrung“ hat, der lasse sie lieber, und darum strebte er, darin Schillern ganz unähnlich, darnach, das Objekt sinnlich-kräftig und „so rein als nur zu tun wäre“[74] in sich aufzunehmen.

Goethes Begeisterung für die Kunst „als Ziel aller menschlichen Erhöhung“[75] ist rein und rührend.

Das Prunkhafte und Pompöse, das er in Italien so oft zu sehen bekam, verfehlte seine Wirkung, „eine Wirkung der Natur hingegen, wie der Sonnenuntergang von Villa Madama gesehen, und Werke der Kunst, wie die viel verehrte Juno, machen tiefen, belebenden Eindruck“[76].

In Italien „begegnen ihm nach und nach seine Menschen“[77], die Menschen, die Welt, die er antizipierend, schaffend kraft seiner Ideen gebildet hat, die aber nicht die luftigen Gebilde einer verstiegenen Phantasie, sondern aus tausendfältiger Erfahrung gewonnen sind und die er nun naiv staunend grüßt als liebe alte Bekannte.

Im Zeichnen wohl mehr als Dilettant gilt Goethe in der Musik wohl nur als solcher. Da ist es immerhin interessant zu erfahren, daß er sich um schwere theoretische Kenntnisse bemühte wie um das Verhältnis von Dur und Moll oder „das Abrunden und Nebulistisieren der Töne“[78].

Er spielte Klavier und Cello, beteiligte sich aktiv an musikalischen Veranstaltungen, die, wie er an Christiane schreibt[79], mehr wert sind, als man denkt, und es wirkt deshalb etwas befremdend, wenn er in einem berühmt gewordenen Briefe an Zelter bemerkt, es fehle ihm infolge der geringen musikalischen Anlage „ein Drittel seines Lebens“[80].

Wir möchten abschließend von den zeichnerischen, wie musikalischen Fähigkeiten unseres großen Dichters sagen, sie seien wertvolle Kräfte gewesen, den Poeten so hoch zu heben. Was D. Fr. Strauß von seiner dichterischen Gabe einmal sagt, sie hätte ihm wesentliche Hilfe bei seiner Prosa gewährt, ähnlich wie die

Flügel des Vogel Strauß nicht zum Fliegen tauglich, wohl aber geeignet sind, ihn schneller laufen zu lassen, so hat Goethe den unnachahmlichen Klang seiner Dichtungen aus dem Reiche der Töne und die wunderbaren Bilder aus der Natur gewonnen, die er mit reinem Auge sah und dann mit dem Griffel treulich festzuhalten verstand.

Goethe und die Erziehung.

Nach Plato hat Sokrates die eigene und die Erziehung der Angehörigen als das göttlichste Geschäft bezeichnet[1] und für Plutarch ist eine „angemessene Erziehung Quelle und Wurzel einer edlen Gesinnung"[2]. Aber so einig sich alle Menschen guten Willens darüber sind, daß das Erziehungsgeschäft das wichtigste, freilich auch das schwerste ist (Kant), so arg gehen die Meinungen auseinander, wenn es gilt die Wege aufzuzeigen, die beschritten, die Mittel zu nennen, die gebraucht werden müssen, und da sich parteipolitische Erwägungen leider auch nicht ganz fernhalten lassen — wer die Jugend hat, der hat die Zukunft — ist auf dem seiner Natur nach stillen Felde erziehlicher Arbeit die Menschheit recht laut geworden, und Fähnlein steht gegen Fähnlein.

Das war besonders zu Goethes Zeiten der Fall, wo die Gaue widerhallten von den Posaunenklängen der Philanthropinisten, die mit vollen Backen den Ruhm und Wert ihres neuen Erziehungssystems in alle Lande bliesen, sogar des russischen Kaisers Majestät dafür interessierend. Allen voran als Rufer im Streit Basedow, „Deutschlands großer Rührlöffel"[3], von dem Goethe in Dichtung und Wahrheit ein ebenso feines, wie scharfes Bild entwirft[4]. Den pädagogischen Fragen war damals nicht aus dem Wege zu gehen und deutlich nehmen wir den

Niederschlag der Zeitströmung wahr im Wilhelm Meister.

Scherzweise bemerkt Goethe einmal, er käme mit seinem Enkelkinde sehr gut aus, weil er ihm seinen Willen ließe. In dem Scherze liegt jene echt Goethesche Anschauung, es müsse sich alles ohne Gewalt stufenweise entwickeln.

Daß diese Theorie in der Praxis oft versagt, ist eine Sache für sich. Wir haben hier nicht zu untersuchen, ob Goethe als Pädagoge erfolgreich war, sondern nur jene Gedanken aus seinen Werken herauszuholen, durch die er sich auch auf diesem Gebiete als ein Großer und Weiser erwies.

„Laßt mir die jungen Leute nur
Und ergötzt euch an ihren Gaben.
Es will doch Großmama Natur
Manchmal einen närrischen Einfall haben.“[5]

Mit diesen Worten voll Weisheit und Humor zeigt sich Goethe als wahrhaft liberal, denn „Liberalität ist Anerkennung“[6]. Er räumt der Jugend das Recht ein, anders zu sein, als die Alten denken und ihre Fehler betrachtet er als Übergänge, „als die Säure einer unreifen Frucht“[7]. Der überlegene, ruhige Erzieher tröstet sich, wenn er die Jugend über's Ziel schießen sieht, mit der Hoffnung:

„Wenn sich der Most noch so absurd gebärdet,
Er gibt zuletzt doch noch 'nen Wein.“[8]

Das Wort Zinzendorfs: „Kinder sind kleine Majestäten“ hat in unseren Tagen, da dem Kinderschutz und der Jugendfürsorge eine gesteigerte Aufmerksamkeit zugewendet wird, die Geltung eines geflügel-

ten Wortes erlangt. Von der Majestät des Kindes redet auch Goethe, so wenn er ausruft: „Wer wäre imstande von der Fülle der Kindheit würdig zu sprechen!“[9] Rechte Kindlichkeit soll sogar uns, die wir lehren, zum Meister werden im Sinne des Heilandswortes: „Wenn ihr nicht werdet, wie eins von diesen!“ „Sie (die Kinder), die unsresgleichen sind, die wir als unsre Muster ansehen sollen.... sollen keinen Willen haben? Haben wir denn keinen? Und wo liegt das Vorrecht? Weil wir älter sind und gescheiter? Guter Gott in deinem Himmel! Alte Kinder siehst du und junge Kinder und nichts weiter und an welchen du mehr Freude hast, das hat dein Sohn schon lange verkündigt.“[10]

Lassen wir der Jugend die Vorrechte der Jugend und bedenken wir stets:

„Die Jugend ist um ihretwillen hier,
Es wäre töricht zu verlangen:
Komm, ältle du mit mir!“[11]

Aller Überschwang der Jugend ist ein Beweis der Kraft. Freuen wir uns ihrer ohne Ängstlichkeit.

„Die Jugend freut sich nur des Vorwärtsstrebens,
Versucht sich weit umher, versucht sich viel.
Der Kräfte Spielen ist drum nicht vergebens,
So kennt sie bald sich Umfang, Maß und Ziel.
Der Most, der gährend sich vom Schaum geläutert,
Er wird zum Trank, der Geist und Sinn erheitert.“[12]

So eng begrenzt die Kindheit scheint, so liegen in ihr doch schon ebenso alle freundlichen Keime, wie die, deren Ausreife die Sorge der Eltern und Erzieher bildet. „Wenn man daher von den Kindern redet, spricht man niemals die Gegenwart, immer nur seine

Hoffnungen aus“[13]. „Wüchsen die Kinder in der Art fort, wie sie sich andeuten, so hätten wir lauter Genies. Aber das Wachstum ist nicht bloß Entwicklung; die verschiedenen organischen Systeme, die den einen Menschen ausmachen, entspringen auseinander, folgen einander, verwandeln sich ineinander, verdrängen einander, ja zehren einander auf, so daß von manchen Fähigkeiten, von manchen Kraftäußerungen nach einer gewissen Zeit kaum eine Spur zu finden ist“[14].

„Individuum est ineffabile“, das Individuum ist unaussprechlich, schreibt Goethe an Lavater[15] und will sich „daraus eine Welt ableiten“. Das gilt auch vom Kinde, das, wenn es uns auch in seiner empirischen Wirklichkeit um manche Illusion zu bringen geeignet ist, nach seiner Wahrheit heilig sein muß und jene Ehrfurcht verdient, die, wie sie „der Quellpunkt aller wahrer Kultur ist[16], so auch die Quelle sein muß, aus der alle Bemühungen um die Erziehung herfließen.

Je höher wir von dem Kinde denken, um so mehr müssen wir es beizeiten an Unterordnung gewöhnen.

„Geh’, lerne nur gehorchen, daß du herrschen lernst.“[17]

Selbst der unbedingte, durch keinerlei Begründung gemilderte Gehorsam wird der Seele nicht wehetun, soferne das Gebot aus liebevollem Herzen kommt, er wird ein „fröhlicher Gehorsam“[18] sein und das Kind langsam zu jener schönen sittlichen Höhe führen, auf die uns Iphigeniens Wort erhebt:

„Folgsam fühlt’ ich meine Seele immer am schönsten frei.“[19]

Wie sich heilige Ehrfurcht um das Kind bemüht, so soll im Kinde Ehrfurcht vor einem Höhern geweckt

werden, dem sich das jugendliche Gemüt freudig unterwirft, um gerade durch solche Unterordnung an innerem Werte und seelischen Kräften zu gewinnen.

„Es ist", sagt Goethe, „eine unglückselige Maxime, dem Kinde frühzeitig alle Furcht vor dem Ahnungsvollen, Unsichtbaren zu nehmen", wozu oft noch als weiterer Fehler „die Gewöhnung ans Schauderhafte"[20] kommt, ähnlich wie dort, wo der Glaube vertrieben wurde, der Aberglaube das Feld behauptet.

Die Erziehung wird ohne Verbote nicht auskommen, aber sich wohl lieber, wie Mittler in den Wahlverwandtschaften, dem Gebote als einem Positiven zuwenden. „Eine Tugend gebieten schließt ja auch das Verbot der entgegengesetzten Untugend mit ein."[21]

Rechte Gesinnung, kräftiges Vorbild auf der einen, Gehorsam und Ehrfurcht auf der andern Seite, damit sind die Haupterfordernisse genannt und doch sieht Goethe „nur wenig Menschen, die den einfachen, aber großen Begriff (der Erziehung), der alles andere in sich schließt, fassen und in die Ausführung übertragen können"[22].

Der Begriff sieht freilich einfach aus, aber er ist es nicht, selbst dann nicht, wenn wir als Ziel ganz allgemein Humanität nennen, weil selbst edle Menschlichkeit nicht überall das gleiche bedeuten wird. Und so bleibt es heute, wie ehedem, wahr, daß „fast jedermann um die Erziehung seiner Kinder verlegen ist"[23].

In den Erörterungen, die in den Wahlverwandtschaften dem Kapitel der Erziehung gewidmet sind, lesen wir die kurze, zur Gegenwart in scharfem Widerspruche stehende Maxime: „Man erziehe die Knaben zu Dienern, die Mädchen zu Müttern, so wird es

überall wohl stehen"[24]. Zu Dienern erziehen, wie unmodern! Heute wird schon bei den kleinsten Kindern ein unerträglicher Dünkel großgezogen und falsche Sentimentalität, die an die Stelle echten Gefühls getreten ist, scheut sich, jene energischen Mittel zu gebrauchen, die nun einmal unerläßlich sind, wenn aus den Kindern etwas werden soll und von denen der weise König sagt: „Torheit steckt dem Knaben im Herzen, aber die Rute der Zucht wird sie ferner von ihm treiben"[25] und von denen Jeremias rühmt: „Es ist ein köstlich Ding einem Manne, daß er das Joch in seiner Jugend trage"[26].

Goethe wollte in seinem ganzen Leben nichts anderes sein als ein Diener. Wohin er gestellt wurde, hat er mit vorbildlichem Eifer, rührender Treue des Amtes gewartet.

„Auch ich verharre meiner Pflicht,
Der Schatten weicht der Sonne nicht."[27]

Bezüglich der Mädchen ist seine Forderung ohne jede Einschränkung wahr, aber zwischen Wahrheit und Wirklichkeit klafft ein großer Riß. Der Not gehorchend, müssen „Weiber Mannesgeräte tragen"[28]. Es ist aber immerhin einiges gewonnen, wenn die Erziehung sich bewußt bleibt, daß sie den von Gott und der Natur gewiesenen Weg verlassen habe.

Die Erziehung, die zur Humanität führen soll, — „die größte Angelegenheit des Menschen ist zu wissen, was man sein muß, um ein Mensch zu sein" (Kant) — muß sich stets vor Augen halten, daß die Jugend lerne, sich willig und gerne in eine Gemeinschaft einzuordnen, was nie ohne Verzicht auf Freiheiten und Rechte möglich ist.

Derlei Selbstbeschränkungen fallen der Jugend sehr schwer.

„Beschränkt und unerfahren hält die Jugend
Sich für ein einzig auserwähltes Wesen
Und alles über alle sich erlaubt.“[29]

Das Kraftbewußtsein der Jugend nicht zu mäßigen, sondern zu bändigen[30], den Strom so zu leiten, daß er Arbeit leiste, nicht aber zerstörend seine Wogen weithin ergieße, das ist die große, schöne Aufgabe des Erziehers, der, wenn er wirklich weise und von Herzen gut ist, auch den Überschwang der Jugend mit freundlichem Lächeln betrachten wird, der einen klassischen Ausdruck gefunden hat im Faust.

„Des Menschen Leben lebt im Blut und wo
Bewegt das Blut sich wie im Jüngling so?
Da ist lebendig Blut in frischer Kraft,
Das neues Leben sich aus Leben schafft.
Da regt sich alles, da wird was getan,
Das Schwache fällt, das Tüchtige tritt heran ...
Das ist der Jugend edelster Beruf!
Die Welt sie war nicht, eh' ich sie erschuf.“[31]

„Nichts erhält so sehr den gemeinen Verstand, als im allgemeinen Sinne mit vielen Menschen zu leben. Wie vieles ist leider nicht in unserer Erziehung und in unsern bürgerlichen Einrichtungen, wodurch wir uns und unsere Kinder zur Tollheit vorbereiten.“[32]

Die Willkür, zu der die Jugend durch Überspannung des Begriffes der Freiheit neigt, muß dem Willen, dem sittlich gebundenen Willen, weichen und mit ihm verbinde sich freundliche Nachgiebigkeit.

„Das, was ich lehre, scheint so leicht,
Und fast unmöglich zu erfüllen
Nachgiebigkeit bei großem Willen.“[33]

Die Synthese der Neigung ist's, durch die alles lebendig bleibt; die Hinneigung des einen zum andern, statt der Abneigung voreinander, läßt in der Gemeinsamkeit auch das Wohl des einzelnen am besten gedeihen. Dahin wirke die Erziehung und sorge, daß die Jugend beizeiten die Wahrheit des schon oft angeführten Wortes Goethes fasse:

„Nun fühlt der Mensch der Ehrfurcht hehre Bande,
Er fühlt sich frei, wenn er gebändigt lebt."[34]

Das erste, was man von der Jugend verlange, ist Aufmerksamkeit, die einem gehorsamen, ehrfürchtigen Gemüt natürlich leichter fällt, als einem unbotmäßigen, zu falscher Freiheit verzogenen. Wie die Sinne der Welt sich erschließen sollen, um immer reichere Stoffe der inneren geistigen Verarbeitung zuzuführen, soll auch der innere Sinn, das Auge des Geistes, nicht untätig bleiben und, indem es scharf nach innen blickt, wird es manches bemerken, das einer strengen sittlichen Prüfung nicht standhält. Welcher Weg führt aber nun zu jener Wandlung, die der ernste, sittliche Mensch erstreben muß mit Empfindungen, wie sie tief und rein in den Versen Goethes liegen:

„Ach Gott, beschwichtige die Gedanken,
Erleuchte mein bedürftig Herz"?[35]

„Kenner des menschlichen Herzens mögen entscheiden, ob eine Leitung und Verfeinerung des Gefühles durch Blumenpfade einer lachenden Landschaft nicht geschwinder zum Ziele führe als die kurze Linie moralischen Räsonnements."[36] Mit diesen Worten Goethes stehen wir der brennenden Gegenwartsfrage

gegenüber, die alte Gedanken und, wie wir meinen, alte Irrtümer erneuernd, an Stelle des Religionsunterrichtes den Moralunterricht, also für den Katechismus den „Katechismus des Rechts“ (Kant) setzen möchte.

Die Anschauung Goethes liegt in seinen oben angeführten Worten auch dann klar zutage, wenn wir selbst des markanten Ausspruches vergessen hätten: „Der Bibel fast allein war ich meine sittliche Bildung schuldig“[37].

Sittliche Endziele müssen bei Erziehung und Unterricht richtunggebend sein. Ihnen führt aber eine „zweideutige, zerstreute Erziehung“ nicht zu, die „den Menschen ungewiß macht, Wünsche erregt, statt Triebe zu beleben und, statt den wirklichen Anlagen aufzuhelfen, das Streben nach Gegenständen richtet, die so oft mit der Natur, die sich nach ihnen bemüht, nicht übereinstimmen“[38].

Der Erzieher achte darauf, „wohin die Neigungen und Wünsche“ seiner Pflegebefohlenen „gehen“[39], er erinnere sich, daß es „für alle Vögel Lockspeisen gebe“[40], daß er demnach nicht bei allen Kindern die gleichen Mittel anwenden dürfe, er vermeide, das, was der Jugend Freude macht, ihr „zu verbieten oder zu verleiden“, wenn er nicht gleichzeitig ihr „etwas anderes dafür einzusetzen oder unterzuschieben wüßte“[41].

Allzu große Sorge, die sich Eltern und Lehrer so oft wegen falscher Maximen machen, denen die Jugend anhängt, ist unnütz, denn „das Leben reißt oder lockt sie bald wieder davon los“[42].

Im Unterricht hüte man sich, junge Leute in manchen Dingen zu weit zu führen und halte sich

gleich weit von der alten Art, die eine „abgeschlossene Kunst auf peinliche und abschreckende Weise“ überlieferte, wie von der neuen, „daß alles der Jugend auf eine leichte, lustige, bequeme Art beigebracht werden müsse.“[43] Goethe denkt dabei an die Methode in den Philanthropinen, die den Kindern alles recht mundgerecht und bequem machen wollte[44]. Auch heute besteht die Neigung, ernste Arbeit in Spiel zu verwandeln. Darin liegt eine Gefahr, denn die Mitteilung von Kenntnissen ist nur ein Teil des angestrebten Erfolges, der andere, fast wichtigere, liegt in der Erfassung der Pflicht und in der Erkenntnis, daß es mit dem Lernen ein rechter Ernst sei.

Memorieren, Übungen, Wiederholungen schaden gar nichts, im Gegenteile. Ohne Exerzitium wird aus dem Schüler nichts Rechtes. „Zu vollenden ist nicht Sache des Schülers, es ist genug, wenn er sich übt.“[45]

Mit großem Ernste mahnt Goethe den eigenen Sohn, daß er beim Studium sich vor Augen halte, den zweiten Schritt nicht vor dem ersten zu tun. „Es kommt alles darauf an, daß man über das, was man sich zueignen will, Schritt vor Schritt Herr bleibe. Sobald einem das Überlieferte über den Kopf wächst, so wird man entweder dumpf oder verdrießlich und kommt gar zu leicht in Versuchung, alles abzuschütteln.[46]“

Gegen diese Weisheit wird arg gesündigt. Immer neue Gegenstände werden in den Lehrplan aufgenommen, immer weiter die Lehrziele gesteckt und das Ergebnis ist karg genug. Die Jugend, des Überblickes über ihren Reichtum an Kenntnissen nicht fähig, auch nicht fähig, diese miteinander in Verbindung zu

setzen, erfährt an sich den alten Unsegen des: Multa sed non multum. (Vielerlei, aber nicht viel.)

„Die Kinder werden ohne Not nach soviel Seiten gejagt", daß wir uns nicht wundern dürfen, wenn wir an den Erwachsenen „soviel falsche Richtungen bemerken"[47].

Mit der optimistischen Auffassung des Menschen, die die ganze sogenannte Aufklärungszeit beherrschte und deren vornehmster Vertreter Sokrates ist, trifft Goethe vielfach zusammen. So schreibt er an die Schauspielerin Unzelmann, es komme eigentlich alles darauf an, „daß der Mensch einsehen lernt, was ihm fehlt, wodurch er es alsdann gewissermaßen schon erlangt, weil zu der Einsicht des Rechten und Nützlichen sich das Wollen sehr geschwind gesellt"[48]. Leider ist das eine durchaus irrige Anschauung, denn „der Wunsch ist des Gedankens Vater", nicht umgekehrt der Gedanke Urheber des Wunsches. Wir denken, wie wir wollen, viel seltener aber wollen wir, wie wir denken. Erkenntnis bedeutet noch lange nicht Sittlichkeit.

„Die größte Wirkung auf ein junges Wesen übt eine fromme Erziehung", die, indem sie das jugendliche Gemüt zu Gott weist, zur Selbstbeherrschung führt. Das aber ist das Allerwichtigste, denn „alles was unsern Geist befreit, ohne uns die Herrschaft über uns selbst zu geben, ist verderblich"[49].

Bildung, Kultur werden nicht auf dem kürzesten Wege erreicht. Gegenüber einer von allen guten Geistern verlassenen Alltagsweisheit, die nur gelten läßt was unmittelbar im Leben verwendbar ist, predigt Goethe die Notwendigkeit des Studiums der griechischen und römischen Literatur, die „immerfort

die Basis der höheren Bildung bleiben" sollen und „zu einer höheren Kultur nötig sind"[50].

Selbst scheinbar unfruchtbare Umwege können dem einzelnen dienlich sein. Mit einem prachtvoll plastischen Bilde veranschaulicht Goethe das in einem Briefe an Professor Eichstädt. Es heißt da: „. . . fand ich oft, daß das, was man mit Recht ein falsches Streben nennen kann, für das Individuum ein ganz unentbehrlicher Umweg zum Ziele sei. Jede Rückkehr vom Irrtum bildet mächtig den Menschen im einzelnen und ganzen aus, so daß man wohl begreifen kann, wie dem Herzensforscher ein reuiger Sünder lieber sein kann als neunundneunzig Gerechte. Ja, man strebt oft mit Bewußtsein zu einem scheinbar falschen Ziele, wie der Fährmann gegen den Fluß arbeitet, da ihm doch nur darum zu tun ist, gerade auf dem entgegengesetzten Ufer anzulanden."[51]

Der nervösen Hast, mit der Tausende und aber Tausende die heterogensten Kenntnisse wahllos zusammentragen, um sich als „gebildet" bezeichnen zu können, gebietet Goethe Einhalt mit einem Worte, das für alle Zeiten gelten wird:

„Der geringste Mensch kann komplett sein, wenn er sich innerhalb der Grenzen seiner Fähigkeiten und Fertigkeiten bewegt."[52] „Es ist ganz einerlei, in welchem Kreise wir unsere Kultur beginnen, es ist ganz gleichgültig, von wo aus wir unsere Bildung im fernern Leben richten, wenn es nur ein Kreis, wenn es nur ein wo ist"[53].

„Ohne Hast, ohne Rast"[54] geschehe die Entwicklung und niemand begehre Früchte zu pflücken, wenn's noch um die Blüten geht.

„Nicht Kunst und Wissenschaft allein,
Geduld will bei dem Werke sein;
Ein stiller Geist ist jahrelang geschäftig,
Die Zeit nur macht die feine Gährung kräftig.“[55]

„Frei gesinnt, sich selbst beschränkend“[56], das ist und bleibt das edelste, höchste Ziel aller Erziehung. Wem das Wort nicht genug sagt, der schaue die erhabene Lichtgestalt Goethes, des innerlich freiesten Deutschen, des freiesten Menschen, der aber ganz im Sinne des herrlichen Lutherwortes nicht nur ein Herr aller Dinge, nein auch ein Knecht aller Dinge sein will[57], innerlich feind der hohlen Freiheit, die die Losung leider auch unserer Zeit ist.

„So ist's mit aller Bildung auch beschaffen:
Vergebens werden ungebundne Geister
Nach der Vollendung reiner Höhe streben.
Wer Großes will, muß sich zusammenraffen;
In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister
Und das Gesetz nur kann uns Freiheit geben.“[58]

Goethe und die Politik.

Je stärker in unserer Zeit das Walten des Dämons Politik zu spüren ist, einer Politik, die sich oft genug aus dem Felde weltgeschichtlicher Betrachtung in die dumpfigen Niederungen armseligsten Partei- und Klasseninteresses verirrt, desto mehr wird Goethe, der große Befreier des deutschen Volkes, uns zu sagen haben.

„Ihr könnt mir ungescheut,
Wie Blüchern, Denkmal setzen;
Von Franzen hat er euch befreit,
Ich von Philisternetzen."[1]

So wenig es die nur allzu vielen „Politiker" werden Wort haben wollen, Goethes Wort, das obige Verse vervollständigt und erklärt, gilt auch in vollem Sinne: „Unser Anteil an öffentlichen Angelegenheiten ist meist nur Philisterei"[2]. „Politisch Lied, ein garstig Lied"[3], wer verstünde und empfände das nicht mit in einer Zeit, in der die Überfütterung mit politischen Fragen und die Qual politischen Kannegießerns oft gerade die Besten gleichgültig macht gegen die öffentlichen Interessen, denen sie nicht gerne die Freuden eines hochgestimmten Gemütes, die feine Kultur des Herzens restlos zum Opfer bringen wollen?

Gewiß viele plätschern vergnügt in den nicht reinen Fluten, die hochaufrauschend durch die Gegen-

wart und durch alle Lande strömen, aber es gibt, gottlob, auch genug andere, die mit Goethe seufzen: „Politisch Lied, ein garstig Lied". Schon die unselige Tyrannei der Phrase, das Überwuchern der Negation, die Manie der Kritik, einer Kritik, die bei geringsten Kenntnissen am kühnsten wird, die Herrschaft, die sich die stärkste Lunge über den stärksten Geist anmaßt, das alles läßt das Bild unserer Tage in keinem erfreulichen Lichte erscheinen. Ehrfurcht, nach Goethe „der Quellpunkt aller Kultur"[4], suchen wir im weiten Felde vergeblich. An die Stelle heiliger Ordnung und Unterordnung treten Willkür und die Forderung einer weder geschichtlich noch natürlich begründeten Gleichheit, ehrwürdige Überlieferung erscheint als Fessel und ein neues Geschlecht meint, es sei klug, weil es anders denkt als die Alten. Dabei müssen aber doch alle im stillen Kämmerlein, wenn sie allein sind und die Suggestion der Masse fehlt, zugeben, daß die Zeit krank ist; die Symptome sind zu deutlich. Ärzte werden gerufen, und wenn sie nicht gerufen werden, so kommen sie selber und bieten sich an und alle haben nach ihren Worten unfehlbare Mittel, Krankheit und Wunden zu heilen. Aber „es ist keine Salbe in Gilead"[5], und trotz aller scheinbar so sicheren Diagnosen und der oft recht marktschreierisch angepriesenen Hilfe werden wir an jene Kranke erinnert, von der das Evangelium berichtet: „Sie hatte viel erlitten von vielen Ärzten und hatte all ihr Gut drob verzehrt und half ihr nichts, sondern vielmehr ward es ärger mit ihr"[6].

„Die Menschen", sagt Goethe, „werfen sich im Politischen, wie auf dem Krankenlager, von einer

Seite zur andern in der Meinung, besser zu liegen."[7] Mit andern Worten, sie leben in Selbsttäuschungen, denen sie nur dann entgehen könnten, wenn nicht die Verhältnisse, sondern sie selbst eine gründliche Wandlung erführen und die nötige Erneuerung damit organisch würde, d. h. vom Zentrum, von der Gesinnung ausginge.

Das landläufige Politisieren mit seinem meist sehr seichten Hin- und Herschwätzen erscheint Goethe als „eine Art Fegefeuer, wo sich halbverdammte Seelen untereinander peinigen"[8]. Freilich dieses Fegefeuer gilt den vielen und allzu vielen, die sich dem Dämon Politik verschrieben haben, als begehrenswertes Paradies.

Politik war Goethe eine Kunst, deren Ausübung inneren Beruf, d. h. Anlage, sittlichen Ernst mit gesteigertem Verantwortlichkeitsgefühl, ganze Hingabe und viele besondere Kenntnisse voraussetzt, damit keine „Torheiten ins Große"[9] gemacht werden. Die Arbeit an dem innern Menschen muß der angestrebten Wirkung nach außen und auf die anderen Menschen vorausgehen, was Goethe in die goldenen Worte faßt: „Wenn wir nach innen das Unsrige getan haben, so wird sich das nach außen von selbst ergeben"[10].

Die politische Tätigkeit soll von festen Grundsätzen ausgehen, deren oberster sei: „dem Volke nicht die Empfindungen erwecken, die es haben will, sondern die es haben soll"[11]. Dieser herrliche Grundsatz, der die Forderung höchster Sittlichkeit ausspricht, ist heute weithin ausgeschaltet. Wieviel Macht ruht, statt auf der tragenden Grundlage sittlichen Geistes, auf dem Flugsande verderblichster und erbärm-

lichster Demagogie, die nur das predigt, wonach der Menge „die Ohren jücken“.

„Das Volk weiß vor lauter Wollen nicht, was es will“[12], es braucht den starken Mann, der sich nicht verwirren läßt.

„Verwirrtes Wogen unverständ'ger Menge,
Von allen Träumen ist's der schwerste Traum.“[13]

Der Führer soll wirklich ein Führer sein, der nicht träumt, sondern klar erkennt und den Mut hat, seine eigene Überzeugung, seinen festen Willen dem unklaren Wollen des Volkes, wenn's not tut, unerbittlich entgegenzusetzen. Wer aber um die Gunst des Volkes buhlt, von dem wird immer gelten müssen:

„Du glaubst zu schieben, und du wirst geschoben.“[14]

„Glaub' nur“, sagt Alba im Egmont, „ein Volk wird nicht alt, nicht klug; ein Volk bleibt immer kindisch.“[15] Die Menge ist zu allen Zeiten schwankend gewesen und das Hosiannah und Kreuzige stehen nicht nur in der Leidensgeschichte Jesu dicht beisammen. Geben die politischen Führer dem Volksempfinden zu willig nach, dann gleichen sie jenen schlechten Pädagogen, auf die Kästner das treffende Sprüchlein gemünzt hat:

„Dem Kinde bot die Hand zu meiner Zeit der Mann,
Da streckte sich das Kind und wuchs zu ihm hinan.
Jetzt kauern hin zum lieben Kindlein
Die pädagogischen Männlein.“[16]

„Wenn aller Wesen unharmonische Menge verdrießlich durcheinanderklingt“[17], muß der, der führen will und soll, in sich gefestigt und harmonisch sein, um die Disharmonien nicht noch zu vermehren, sondern womöglich in Harmonie aufzulösen.

Könnte man nach zahlreichen Worten Goethes der landläufigen Meinung zuneigen, daß er aristokratisch empfand, sich vom Volke in beträchtlicher Distanz haltend, so müßte schon die bekannte Bemerkung zu Eckermann uns stutzig machen, daß Schiller, dem schon die Räuber die Anerkennung als „Demokraten" eintrugen, im Vergleiche zu Goethe eigentlich der Aristokrat gewesen sei[18]. Zu diesem Bekenntnis treten aber noch eine Reihe bedeutsamer Worte, die uns einen erquickenden Blick in Goethes reinen, objektiven Geist tun lassen.

Im Volke findet er die „besten Menschen" und sieht da „alle Tugenden beisammen"[19]. Er preist den „rühmlichen Fleiß des Bürgerlichen"[20], des Bürgers, der „das würdigste Glied des Staates und unter jeglicher Form der edelste Stoff"[21] ist, dem er in Hermann und Dorothea gerne ein volles Lob gesungen hat.

„Vernünftige, beständige, reine, wahre Volkheit"[22] hebt sich dem Dichter leuchtend ab von „jener Menge, bei deren Anblick uns der Geist entflieht"[23], von jener „rohen Menge, die starrt und staunt und zaudert, läßt geschehen und regt sie sich, so endet ohne Glück, was ohne Plan zufällig sie begonnen"[24]. Ihr, „die im Urteilen miserabel und nur im Zuschlagen respektabel"[25] ist, kann man nicht immer mit der Wahrheit kommen, die sie nicht begreift, weil sie sie gar nicht erwartet. So muß sie denn zuweilen hinters Licht geführt werden, um zum Lichte zu kommen, was Goethe offenbar meint mit den Versen:

„Darf man das Volk betrügen?
Ich sage nein!

Doch willst du sie belügen,
So mach' es nur nicht fein."[26]

Aber trotz alledem falle es niemand bei, „das Publikum als Pöbel zu behandeln", wovor ihn schon jene Ehrfurcht hindern soll, die nicht nur dem gilt, was über uns, sondern auch dem, was neben und unter uns ist[27]. Man bedenke: „Ein versammeltes Volk ist immer ein aufgeregtes"[28] und Aufregung führt leicht zu Fehlurteilen.

Wozu ist das Volk zu erziehen? Das nächste Ziel, das anzustreben ist, heißt Ordnung.

„Ein jeder kehr' vor seiner Tür
Und rein ist jedes Stadtquartier."[29]

„Wenn nur Ordnung gehalten wird, so ist es ganz gleich durch welche Mittel"[30] predigt Goethe, dem „jede Anarchie verdrießlicher war als der Tod"[31]. „Nach seinem Sinne leben ist gemein, der Edle strebt nach Ordnung und Gesetz."[32] Auch das Schlimmste, das wir von und unter dem Gesetz erleiden müssen, ist noch nicht der tausendste Teil der Unbilden, „die wir durchkämpfen müssen, wenn wir außer oder neben dem Gesetze, oder vielleicht gar Gesetz und Herkommen durchkreuzend, empfinden"[33]. Goethes Hauptlehre, nach seinen eigenen Worten, ist: „Der Vater sorge für sein Haus, der Handwerker für seine Kunden, der Geistliche für gegenseitige Liebe und die Polizei störe die Freude nicht", oder mit den Worten des Reineke Fuchs ausgedrückt:

„Hielte doch jeder sein Weib und seine Kinder in Ordnung,
Wüßte sein trotzig Gesinde zu bändigen, könnte sich still,
Wenn die Toren verschwenden, in mäßigem Leben erfreuen."[34]

Die Ordnung beschränkt uns, aber nur in solcher Beschränkung gedeihen Friede, Freude und Freiheit. Ordnung ist ohne Unterordnung nicht möglich. Der Weg zu wahrer Freiheit führt durch Gehorsam.

„Geh', lerne nur gehorchen, daß du herrschen lernst."[35]

Das bürgerlich beschränkte Leben ist durchaus kein unfreies. Auch von diesen Schranken, die nur ein Glied in der Kette von tausend Bedingtheiten sind, die wir ertragen müssen, gilt:

„Es fühlt der Mensch der Ehrfurcht hehre Bande,
Er fühlt sich frei, wenn er gebändigt lebt."[36]

Das stürmische Freiheitsstreben unserer Zeit, dem so viel edle Ordnung schon zum Opfer fiel, liegt freilich weit ab von der Goetheschen Sehnsucht nach Freiheit, die vielmehr die persönliche als die politische Freiheit betraf. Deshalb konnte Goethe die nüchternen Worte niederschreiben: „Ein ordentlicher Bürger, der sich ehrlich und fleißig nährt, hat überall soviel Freiheit als er braucht[37]. Die gesetzlose Freiheit, wie sie, ähnlich der Gegenwart, auch in jener Zeit in Worten und Taten gepriesen wurde, erscheint Goethe nur als ein Zerrbild der wahren und göttlichen Freiheit, die ja nach Kant „ein überschwenglicher Begriff" und nach Luther nicht von dieser Erde, sondern vom Himmel ist. Der gedankenlose Vorwurf, Goethe hätte keinen Sinn für die Freiheit gehabt, mißversteht beide: Goethe und die Freiheit. „Das Wort Freiheit klingt so schön, daß man es nicht entbehren könnte und wenn es einen Irrtum bezeichnete" lesen wir in Dichtung und Wahrheit[38] und in einer alten

Fassung des Götz: „Es lebe die Freiheit! und, wenn die uns überlebt, können wir ruhig sterben".

„Auch die Alten und die Weisen
Wollen nicht im Rate ruh'n,
Denn 's ist um den Stein der Weisen,
Um die Freiheit ist's zu tun."[39]

Die Weltverbesserungspläne, die in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts in der Luft lagen, zeigen alle einen ungeschichtlichen Charakter — man denke nur an Rousseaus Emil —, es sind Abstraktionen oder, wie Goethe von St. Simon und seiner Lehre kurz und schneidend scharf sagt: „allgemeine Unverschämtheiten"[40], mit denen sich seine „gutmütige, ins Reale verliebte Beschränktheit"[41] nicht befreunden konnte. Der bedingte Mensch soll nicht ins Unbedingte streben[42], er muß, soll ihm sein Leben nicht fruchtlos zerrinnen, das tatsächlich Gegebene rein erfassen, sonst erfährt er die Wahrheit des Wortes an sich selbst: „Niemand ist mehr Sklave, als der sich für frei hält, ohne es zu sein"[43].

Die Stürme der Revolution, die Goethe schaudernd miterlebte, erschreckten ihn. Wohl hatte auch er sich manches Gute, von den Ereignissen jenseits des Rheines versprochen,

„Denn wer leugnete wohl, daß hoch ihm das Herz sich erhoben,
Ihm die freiere Brust mit reineren Pulsen geschlagen,
Als sich der erste Glanz der neuen Sonne heranhob."[44]

Als aber diese Sonne blutigrot leuchtete, roheste Willkür an die Stelle sittlichen Wollens trat, das Chaos jede heilige und segensreiche Ordnung verschlang und mit ihr alle wahre Freiheit, wendete sich Goethe entsetzt ab von der „zwecklosen Kraft unbändiger Elemente"[45].

„Doch das Schlimmste find ich den Dünkel des irrigen Wahnes,
Der die Menschen ergreift, es könne jeder im Taumel
Seines heftigen Wollens die Welt beherrschen und richten."[46]

Wertvollste Kulturgüter versanken in den trüben Fluten, die, Damm und Gehege überstürzend, einherbrausten. Entsetzlich war's zu sehen.

„Die Schreckenstage, die ein Reich erfährt,
Wo jeglicher befiehlt und keiner hört,
Wo das Gesetz verstummt, der Fürst entflieht,
Und niemand Rat und niemand Rettung sieht."[47]

Ein solches „Regiment", wenn dieses Wort da überhaupt am Platze ist, erfüllt vor allem schon die erste und oberste Pflicht aller Herrschaft nicht, nämlich, die Menschen zu lehren, „sich selbst zu regieren"[48].

In einem Briefe an Schiller vergleicht Goethe die Revolution mit „Bächen und Strömen, die sich nach Naturnotwendigkeit von vielen Höhen und Tälern gegeneinanderstürzen und endlich eine Überschwemmung verursachen"[49]. In dem Toben der Leidenschaften gelangen Elemente zur Leitung, denen die erste Eigenschaft zum Regieren fehlt, nämlich Besonnenheit. Die Selbstherrlichkeit, die sie meist zur Schau tragen, kann die fehlende innere persönliche Freiheit nicht ersetzen.

„Sie streiten sich, so heißt's, um Freiheitsrechte;
Genau beseh'n, sind's Knechte gegen Knechte."[50]

So gefährlich und ärgerlich, so schädlich und gemein die Schmeichler sind, die den Thron zu allen Zeiten umgaben, so wenig heilsam für das Volk und sein Wohl sind die, die ihm schmeicheln, statt der Wahrheit zu dienen.

„Hofschranzen sind noch immer die besten;
Volksschranzen fürchte, die allerletzten!"[51]

Die Geschichte bietet hierfür Belege genug, und Goethe dachte an das Scherbengericht, durch das Aristides aus Athen verbannt wurde, als er die Verse schrieb:

„Laßt euch mit dem Volk nur ein
Popularischen, entschied es,
Wellington und Aristides
Werden bald bei Seite sein.“[52]

Perioden, in denen eine überragende Persönlichkeit das Volk im Banne hält, folgen andere, die durch die Sucht, zu nivellieren, gekennzeichnet sind, wo Größe und Würde, Ansehen und Macht aufreizend wirken, wo alles, was eine Dynastie geleistet hat, wie mit einem Schlage vergessen ist, und alle Hoffnungen an „neue Männer“ und einen „neuen Kurs“ sich knüpfen.

„Mir ist das Volk zur Last,
Meint es bald dies, bald das;
Wenn es die Kön'ge haßt,
Meint es, es wäre was.“[53]

Zur Anerkennung fremden Verdienstes gehört eine gewisse eigene, neidlose Größe, doch selten sind die, „denen es eine Wollust ist, einen großen Mann zu sehen“[54]. Goethe ist überzeugter Monarchist.

„Dem Volke ist besser, wenn nur einer herrscht.“[55]

Der einheitliche Wille, die gesteigerte Verantwortung, die jedem einzelnen Amtsträger von oben aufgetragen wird, wecken besondere Kräfte und auf diese Weise „bringt der Despot den höchsten Grad von Tätigkeit hervor“[56]. Goethe gefiel es, „zu konversieren mit Gescheiten, mit Tyrannen“[57], während ihm die von der Gunst der Masse emporgetragenen Demagogen zu der Beobachtung Anlaß geben:

„Leicht auf der Fläche schwimmt
Immer und ewig der Kork.“[58]

Zu dieser Wahrnehmung gesellt sich dem geschichtlichen Betrachter sofort eine andere. Die Menge sieht sich bald, statt vor die Erfüllung ihrer hochgespannten Erwartungen, vor grausame Enttäuschungen gestellt. Es erfolgt der Rückschlag, und, „um den Teufel zu bannen“, ruft sie selbst „die Schelme, die Tyrannen“ herbei[59].

In gefahrvoller Lage des Staates kann Beratung den Tod, die Tat Leben und Rettung bedeuten. In Rom ging das Sprüchlein von Mund zu Mund: „Roma deliberante Saguntum perit“ — Rom beriet und Sagunt ging zugrunde —, der rasche Entschluß ist oft genug das Heil. Darum läßt sich Goethe weise vernehmen:

„Den hehren Despoten lieb' ich im Krieg,
Verständ'gen Monarchen gleich hinter dem Sieg.“[60]

Der umständliche Apparat, der in der Gegenwart jeden absolutistischen Mißbrauch der Macht ausschließen soll und der, vor allem als Kontrolle, manchen Vorteil gebracht hat, hat doch auch seine großen Schattenseiten.

„Was die Väter Großes taten,
Sah ich oft in meinem Leben,
Was uns nun die Völker geben,
Deren auserwählte Weisen
Nun zusammen sich beraten,
Werden unsre Enkel preisen,
Die's erleben.“[61]

Gewiß, Goethes Stellung zur Politik, zu den Fragen der Staatsverfassung ist beeinflußt durch seine persönlichen Erfahrungen in Weimar. Er ge-

steht das selbst ohne Rückhalt und dankbar ein mit den bekannten Worten:

„Warum ich Royaliste bin? Das ist sehr simpel:
Als Poet fand ich Ruhms Gewinn, freie Segel, freie Wimpel.“[62]

Doch war Goethe, der klare Schauer und Urteiler, nicht blind gegen die Nachteile eines autokratischen Regimentes. „Wie selten kommt ein König zu Verstand!“[62a] ruft er einmal aus und es bleibt ihm natürlich nicht verborgen, daß mit der gesteigerten Autorität des Regenten die Neigung seiner Ratgeber, einer eigenen Meinung Ausdruck zu verleihen, abnimmt. Sie schweigen oft auch dann, wo sie unbedingt reden müßten. „Wer alt mit Fürsten wird, lernt vieles, lernt zu vielem schweigen.“[63] Dem jungen Fürsten fehlt Erfahrung, oft auch die nötige Ruhe und Selbstzucht, der alte Fürst wieder „drängt die Hoffnungen der Menschen in ihre Herzen tief zurück und fesselt dort sie ein“[64]. Die Zurückhaltung, die dem Jüngling auf dem Throne fehlt, wird bei dem alten Fürsten zum Hemmnis fröhlichen Fortschreitens. Die Erziehung der künftigen Regenten ist durchaus nicht ihrem hohen Berufe entsprechend. Sie werden viel zu ängstlich vor der Berührung mit anderen bewahrt.

„Ein Fürst soll einzeln nicht erzogen werden.
Einzeln lernt niemand je sich selbst,
Noch wen'ger anderen gebieten.“[65]

Unkundig der Schranken eigener Kraft und Begabung überheben sich leicht die Träger einer Krone, verachten bewährten Rat und schaffen Unheil. Im Hinblick darauf mahnt Goethe den Herrscher:

„Du bist König und Ritter und kannst befehlen und streiten,
Aber zu jedem Vertrag rufe den Kanzler herbei.“[66]

Wenn Goethe es als „nicht zweckdienlich“ bezeichnet, daß „Äußerungen eines Herrschers in die Presse kommen“, denn „der Mann soll handeln und nicht reden“[67], so denken wir unwillkürlich an Begebenheiten der letzten Jahre, desgleichen bei dem Worte: „Willst aber du die Meinung beherrschen, beherrsche durch Tat sie, nicht durch Geheiß und Verbot!“[68]

Karl August, seinen Fürsten, und sich selbst hat Goethe im Auge in den Worten aus Tasso:

„Es ist kein schöner Anblick in der Welt,
Als einen Fürsten seh'n, der klug regiert,
Und für den Edlen ist kein schöner Glück,
Als einem Fürsten, den er ehrt, zu dienen.“[69]

Der Monarchist Goethe, der sich einmal ausdrücklich als „gemäßigt liberal“ bezeichnet, ist durchaus nicht gegen jene Sicherungen, die im Laufe der Zeiten für nötig gefunden wurden, um die Völker vor Willkür und Herrscherlaunen zu schützen.

„Daß Verfassung sich überall bilde, wie sehr ist's zu wünschen!
Aber ihr Schwätzer verhelft uns zu Verfassungen nicht.“[70]

„Es wäre vielleicht eine für die gegenwärtige Zeit interessante Untersuchung, darzustellen“, meint Goethe, „wie das Volk den Regenten, die nicht ganz absolut regieren, von jeher das Leben und Regiment sauer gemacht hat. Es wäre dies keineswegs eine aristokratische Schrift, denn eben jetzt leiden alle Vorsteher der Republiken an diesen Hindernissen.“[71] Weil sich so viele zum Regieren für fähig und berufen erachten[72], wird jede Staatsverfassung, die nicht auf Legitimität und Autorität begründet ist, von der Menge zu leiden haben, die „aus wenigen kräftigen Vorgängern, aus Schelmen, die sich akkom-

modieren, aus Schelmen, die sich assimilieren und der Masse, die, ohne nur im mindesten zu wissen, was sie will, nachtrollt, besteht“[73]. Von den Republiken, die Goethe gesehen hat, gefielen ihm — und würden uns am besten gefallen — jene, „die dem regierenden Teile Lasten, nicht Vorteile gewähren“[74].

Die Krankheit der Deutschen, die Parteisucht, der Parteisinn, die den Volkskörper in seiner Wirkung nach außen so oft geschwächt hat, gedeiht natürlich am üppigsten dann, wenn durch die Verfassung jeder einzelne gleichsam als Mitregent aufgerufen ist. Wie oft spielen bei den großen Verhandlungen in den Vertretungskörpern nicht Volks-, sondern Parteiinteressen die Hauptrolle!

„Wahrhaftig, die Vernichtung,
Verneinend fängt sie an.“[75]

Das ist derselbe Gedanke, den Kant in der Kritik der reinen Vernunft mit den lapidaren Worten ausspricht: „Realität ist etwas, Negation ist nichts“. Auch in dieser Frage ist aber Goethe viel zu objektiv, um nur die Schattenseiten des Parteiwesens zu sehen. „Wem um eine Sache zu tun ist, der muß Partei zu nehmen wissen, sonst verdient er nirgends zu wirken“[76], drum ist „des tätigen Manns Behagen Parteilichkeit.“[77] Der Zusammenschluß Gleichgesinnter ist etwas Natürliches und kann für jeden einzelnen eine Förderung bedeuten, sowie für die Gesamtheit zum Segen sein. Soviel Objektivität sollen sich aber auch die leidenschaftlichsten Parteigänger wahren, daß sie, was dem einen recht ist, dem andern billig sein lassen. In diesem Punkte aber wird viel gesündigt!

„Jene machen Partei! Welch unerlaubtes Beginnen!
Aber unsre Partei, freilich, versteht sich von selbst.“[78]

An Antonie Brentano schreibt Goethe: „Ungerechtigkeiten und Unbilden sind an der Tagesordnung. Wie können Parteien gegeneinander Rücksicht nehmen? Wie soll man abgeschiedene Vorzüge würdigen, da es nur darum zu tun ist, kurrente Unarten gelten zu machen“[79].

Alles in allem, wir müssen unterscheiden zwischen dem Parteigeist, der produktiv ist und wirkt und jenem „stumpfen Parteigeist“, der sich nicht an einen Sinn, einen Gedanken, sondern nur an das „Zeichen“ hält und darum von vornherein völlig unfruchtbar ist[80].

Mit dem Parteiwesen hängt das Zeitungswesen innig zusammen. Die heute schier unübersehbare Menge von Zeitungen besteht zum größten Teile aus Blättern, die dem Tage und der Partei dienen. Der Großmacht Presse gegenüber verhält sich Goethe entschieden ablehnend. „Die Zeit läßt nichts reif werden! Haben wir doch schon Blätter für sämtliche Tageszeiten!“[81] Die Presse überschwemmt die Welt mit soviel „unnützen Schriften“, daß sie wertvollere literarische Erzeugnisse in den Hintergrund drängt. „Die Zeitungen kommen leider überall hin.“[82] Es ist unglaublich, „was die Deutschen sich durch das Journal-Tagblattsverzetteln für Schaden tun, denn das Gute, was dadurch gefördert wird, muß gleich vom Mittelmäßigen und Schlechten verschlungen werden“, schreibt Goethe an Reinhard und vergleicht den geistigen Prozeß, der sich da abspielt, mit dem physikalischen, den wir bei „edelstem Ganggestein“ beobachten können, das, abgelöst und

fortgeschwemmt, wie das Schlechteste abgerundet und zuletzt unter Sand und Schutt vergraben werden muß[83].

„Niederträchtigeres wird nicht erreicht,
Als wenn der Tag den Tag gezeugt.“[84]

Und darum auf die Frage: „Sage mir, warum dich keine Zeitung erfreut?“, Goethes Antwort: „Ich liebe sie nicht, sie dienen der Zeit“[85].

Goethe war gegen die Preßfreiheit, die er kurz und scharf einen „Unfug“ nannte[86]. Er bekannte sich zu Eckermann als ihren Gegner, dem er mitteilte, daß er mit einem — nicht genannten — Manne offen gegen diese Freiheit stimmte, die ihm das Schreiben verleide[87]!

„Was euch die heil'ge Preßfreiheit
Für Frommen, Vorteil und Frucht beut?
Davon habt ihr die gewisse Erscheinung:
Tiefe Verachtung der öffentlichen Meinung.“[88]

Die Klage des Theaterdirektors im Faust über die Zuschauer: „Und was das Allerschlimmste bleibt, gar mancher kommt vom Lesen der Journale“, wird wohl oft auch die Klage des Dichters Goethe gewesen sein, dessen Werke, wie wir früher hörten, nicht so kurrent waren, wie die oberflächlichen literarischen Tagesprodukte. Goethe las sehr wenig Zeitung. An Zelter schreibt er nach einer sechswöchentlichen völligen Abstinenz: „es ist unsäglich, was ich für Zeit gewonnen habe und was ich alles wegschaffte“[89].

Die große Wirkung in die fernste Ferne, die Goethe zuteil wurde, die traurigen Verhältnisse Deutschlands, und nicht zuletzt der weltbürgerliche Sinn der Zeit ließen bei ihm jenes stark betonte Vater-

landsgefühl nicht aufkommen, wie es den nachgeborenen Deutschen eigen ist und an dem gerade der unsterbliche Dichter seinen unsterblichen Anteil hat.

Kein Wort ist für ihn so bezeichnend, wie sein Ausruf:

„Wo wir uns bilden, da ist unser Vaterland!“[90]

Als Patriotismus, wenigstens im Frieden, bezeichnet er in Dichtung und Wahrheit jene schlichte, bürgerliche Tätigkeit, die sich darin erschöpft, daß jeder vor seiner Tür kehre, seine Lektion lerne und seines Amtes warte. Am deutlichsten aber wird Goethe in seiner Rezension des Büchleins „Über die Liebe des Vaterlandes“ von J. von Sonnenfels, in der wir lesen: „Wenn wir einen Platz in der Welt finden, da mit unsern Besitztümern zu ruhen; ein Feld, uns zu nähren; ein Haus, uns zu decken: haben wir da nicht Vaterland? und haben das nicht tausend und Tausende in jedem Staate? und leben sie nicht in der Beschränkung glücklich? Wozu nun das vergebene Aufstreben nach einer Empfindung, die wir weder haben können noch mögen, die bei gewissen Völkern nur zu gewissen Zeitpunkten das Resultat vieler glücklich zusammentreffender Umstände war und ist?“[91]

Hier folgen wir Goethe nicht, wenn wir ihn auch aus unserer großen, aber tränenreichen Geschichte wohl verstehen. Aber wir preisen ihn, der uns mit den Helden des Schwertes und manch stolzem Geisteshelden ein großes deutsches Vaterland gegeben hat. „Nur Waffen schafft! Geschaffen habt ihr alles dann!“[92], denn „keiner bescheidet sich gerne mit dem

Teile, der ihm gebührt und so habt ihr den Stoff immer und ewig zum Krieg“[93].

Kriegslieder konnte Goethe nicht singen, wie Körner, denn seiner Natur war der kriegerische Geist fremd und aus der kalten Reflexion heraus zu schaffen, war ihm, dem Gelegenheitsdichter, unmöglich. So hat er selbst erklärt, warum er schwieg, als das Volk aufstand und der Sturm losbrach, der die Befreiung brachte[94].

So wenig Goethe in unserm Sinne patriotisch dachte und empfand, die Versündigung am Vaterlande, die wir Hochverrat nennen, ist ihm ein Verbrechen, das „man nicht schrecklich genug bestrafen kann“[95]. Der Hochverrat ist „ein Geschwür, das sich von blühendem Leben, von jeder Kraft in (meinem) Busen nährt“[96]. Renegaten, d. h. solche, die um eines Vorteils willen die alte Fahne verlassen, sind Goethe ein Greuel. „Es ist besser den Türken, als den Renegaten in die Hände zu fallen.“[97]

Wie steht endlich Goethe zum Volkstum, zum nationalen, völkischen Gedanken?

Trotz mancher herben Kritik, die er an seinem und unserm Volke übt, gehört sein Herz deutschem Wesen, das ebenso in Hermann und Dorothea, wie im Götz und Faust in seiner ganzen leuchtenden Herrlichkeit zur Darstellung gekommen ist. Der deutsche Individualismus ist, mag er auch politisch die Nation schwächen, weil er auf die Wirkung der Masse verzichten muß, doch eine der Quellen jener großen weltüberwindenden Macht und Kraft, mit der auch ein niedergerungenes Deutschland der Welt imponiert. Idealismus und Individualismus, die die höchste Entwicklung des einzelnen Menschen ver-

bürgen, sichern auch der Nation den Fortbestand, wie sie ihr in vergangenen Zeiten zur höchsten Blüte verhalfen. Das deutsche Volk, „das herrlichste von allen“, ist auf seinem eigenen Wege reich geworden, ja, es ist das einzige, das „geeignet ist, sich aus sich selbst zu entwickeln“, und für das es eine Gefahr bedeutet, „sich mit und an dem Nachbar zu steigern“[98]. Die reiche und harmonische Bildung, die Kultur des Gemütes, die Tiefe des Denkens und die Reinheit der Gesinnung, dies kostbare Erbe verdanken wir nicht zuletzt dem Genius Goethes.

Neben den kritischen Worten über unser Volk finden wir bei unsrem großen Volksgenossen eine große Zahl lobender Aussprüche. „Das deutsche Volk verspricht und hat eine Zukunft“ sagt er zu Luden. Mannigfaltige Bildung und Einheit des Charakters zeichnen den Deutschen aus, der sich gerne Rechenschaft gibt von allem, was er tut und dem „nihil arduum“ — nichts zu schwer und zu hoch ist[99].

„Der Deutsche tut das Gute ohne viel Prunk[100], ist gut und großmütig von Natur und will niemand gemißhandelt wissen.“[101] Dem Volke ruft Goethe zu:

„Zusammenhaltet euren Wert,
Und niemand ist euch gleich.“[102]

Dies stolze Gefühl, zu dem die Deutschen ein volles Recht haben, sollte die Ausländerei nicht aufkommen lassen, zu der sie leider neigten und neigen.

„Deutsche, haltet nur fest an eurem Wesen und, daß euch Frankreich diesseits des Mains, jenseits des Rheins nicht betört!“[103]

Dies deutsche Wesen, an dem, nach Uhlands schönem und wahren Worte, noch einmal die Welt

genesen soll, ist kristallklar in Goethe zu schauen. Worin besteht es? Hören wir zunächst ein berühmtes Distichon des Dichters.

„Zur Nation euch zu bilden, ihr hofft es, Deutsche, vergebens,
Bildet, ihr könnt es, dafür freier zu Menschen euch aus.“[104]

Jedes Wort ist Goldes wert. Was sagt uns der Weiseste unseres Volkes? Jedes Volk hat seine große, ihm von Gott gestellte Mission. Die Mission der Deutschen ist Humanität und Freiheit. In der Linie von Luther herauf zu uns liegt Goethes schönster Erfolg um die deutsche Seele. Er freut sich seiner in den bescheidenen Worten, die er zu Kanzler Müller sprach: „Ich glaube, daß die, die meine Werke gelesen haben, eine gewisse innere Freiheit gewannen“[105], d. h., daß sie an dem inneren Menschen wuchsen, die Natur, das Reich der Gebundenheit, geistig überwanden, eine königliche Seele bewahrten und sich immer mehr abwandten von allem, was gemein, niedrig und verlogen ist. Man sagt, der Adler trage auf seinen Schwingen den kleinen Zaunkönig mit hinauf zur Sonne. War Goethe nicht oft der stolze Aar, der uns aus unsrer Schwachheit frei machte und uns zum Lichte trug?

In einer berühmten Rezension Goethes lesen wir das schöne Wort: „Auch wir bekennen uns zu dem Geschlecht, das aus dem Dunkel ins Helle strebt“[106], und dies Geschlecht? Das ganze Deutschland soll es sein. Der Faust-Goethe bleibt für alle Zeiten das tiefsinnige Bild des Deutschen, der strebend sich bemüht, aus dem Dunkel ins Helle strebt, den Mephisto, die Negation, überwindet, in fruchtbarer Arbeit sein Glück findet, und dem die letzten Fesseln

gelöst werden durch reine, selbstlose Liebe. Und alle die Linien zusammen geben den Menschen, wie er sein soll. Stolz betrachten wir dies Bild und freuen uns unseres Volkes und seiner erhabenen Sendung.

Nationalhaß ist Unrecht, Treue und unbegrenzte Liebe zum eigenen Volke ist heilige Pflicht. Dem Hasse, der in Goethes Seele keinen Raum hatte, widmet er die tadelnden Verse:

„Und wo sich die Völker trennen
Gegenseitig im Verachten,
Keins von beiden will bekennen,
Daß sie nach demselben trachten,
Und das grobe Selbstempfinden
Haben Leute hart gescholten,
Die am wenigsten verwinden,
Wenn die andern was gegolten.“[107]

In völkischen Kreisen begegnet man immer wieder dem Vorwurf, Goethe hätte Napoleon gegenüber keine männliche, vor allem keine volksbewußte Haltung gezeigt.

Wollen wir Goethe richtig beurteilen, dürfen wir nicht in den Fehler eines Johannes Scherr und anderer verfallen, die vom Standpunkt ihrer Zeit und durch die Brille der Gegenwart Geschehnisse und Personen der Vergangenheit anschauen. Goethe, der „das Tägliche verwünschte, weil es immer absurd ist“, der „die innigsten Verbindungen“ als „Folge des Entgegengesetzten“ betrachtete, sah in Napoleon, wie Chamberlain geistvoll und klar ausführt[108], „seinen Gegenpol“ und eine über das Tägliche himmelhoch emporragende Erscheinung. So verschieden, ja entgegengesetzt beide waren, sie lebten

beide in der Idee, ja das Dämonische, dem sich Goethe unterworfen sah, das Dunkle, Unbewußte, findet er auch bei Napoleon, dessen Leben „in kräftigem, unbewußten Sinnen und Handeln" vorübergeschwunden sei.

So verschieden beide waren, indem der Dichter sein Inneres zu einem Universum zu erweitern bemüht war, während der Kaiser das Universum sich dienstbar zu machen trachtete, soweit seine Kraft reichte, so fehlte es doch nicht an Zügen, die sie verbanden. Das wird eine Betrachtung nie erfassen, die vom völkischen Standpunkt ausgeht. Daß von diesem aus heute noch das Gedächtnis Napoleons verhaßt sein muß in deutschen Landen, ist ebenso berechtigt, ja ebenso selbstverständlich, wie der, daß man diese Naturgewalt Napoleon, die Goethe einmal mit Feuer und Wasser vergleicht, von einem ganz unpolitischen Standpunkte, mag's nun der psychologische, ethische, künstlerische oder ein anderer sein, beurteilt. Die Größe Napoleons — ob sie nun eine fruchtbare oder unfruchtbare war, sei hier nicht erörtert — steht außer Frage. Und diese Größe war's, die Goethe empfand und an der er eine Art künstlerischen Wohlgefallens hatte.

Wie wenig dem so arg verlästerten Goethe deutsches Empfinden fehlte, bezeugen gewichtige Stimmen. Varnhagen von Euse fragt: „Goethe kein Patriot? In seiner Brust war alle Freiheit Germaniens frühe versammelt und wurde hier zu unser aller nie genug erkannten Frommen das Muster, das Beispiel, der Stamm unserer Bildung. In dem Schatten dieses Baumes wandeln wir alle. Fester und tiefer drangen nie Wurzeln in unsern vater-

ländischen Boden, mächtiger und emsiger sogen nie Adern an seinem markigen Innern". —

Schelling ließ sich vernehmen: „Deutschland war nicht verwaist, nicht verarmt, es war in aller Schwäche und Zerrüttung groß und reich und mächtig von Geist, solange Goethe lebte".

Minister von Stein nannte ihn den deutschesten Dichter und E. M. Arndt findet, Goethe sei ein göttliches Wunder, der Dichter, nicht aus der Zeit geboren, ein Bild deutscher Vergangenheit und zugleich ein Bild ihrer Zukunft. Diese Zukunft groß und machtvoll sah der Dichter voraus. An ihr hat er seinen vollen Anteil und glauben wir in tränenreicher Gegenwart an eine neue und schönere Zukunft — und wir glauben daran —, dann wird auch sie zum guten Teile davon abhängig sein, daß der edle und große Geist des Heros unseres Volkes zu immer stärkerem Einfluß gelange.

Goethe und die Naturwissenschaft.

„Ach, Natur! wie sicher und groß in allem erscheinst du!
Himmel und Erde befolgt ewiges festes Gesetz."
(Euphrosyne.)

Begeistert und treu, folgsam und frei geht der Forscher Goethe, der tiefere Blicke ins Wesen der Natur getan, als mancher zünftige Gelehrte, den Geheimnissen der Natur nach, mit „erhöhtem leidenschaftlichen Sinne"[1] einer seltenen „plastischen Imagination"[2] und der „gewissen ruhigen Reinheit des Innern"[3] würdig und fähig, die große heilige Offenbarung zu künden, den großen Inhalt auszusprechen, den sie „als einziges Buch auf allen Blättern bietet"[4].

„O leite meinen Gang, Natur!"[5], so bittet er ehrfurchtsvoll erschaudernd vor ihrer Größe, um dann, das weite Feld überschauend, demütig zu fragen: „Wo faß ich dich unendliche Natur?"[6] Doch das reine Werben um ihr tiefstes Wesen trägt seinen Segen in sich. Mit jedem Schritte, der auf der Bahn der Erkenntnis weiterführt, wird reicher Lohn dem forschenden Geiste zuteil.

„Denn für das schwerste, edelste Bemüh'n
Wird soviel Freude nicht dem Menschen als Natur
Mit einem einzigen Geschenke gern gewährt."[7]

„Sie zu berühren ist einziges Glück"[8], „ihre Werke sind wie ein frisch ausgesprochenes Wort

Gottes"[9], „wer die Natur als göttliches Organ leugnen will, der leugne nur gleich alle Offenbarung."[10] Sie ist das Wesen, „an dem wir die Breite der Gottheit lesen"[11], offenbart im Vielgebilde den einen Gott[12], ewig werdend und sich wandelnd und doch immer die eine, und „nur durch Liebe kommt man ihr nahe"[13].

„Wir leben in und mit ihr und sind ihr fremd. Sie spricht mit uns und verrät ihr Geheimnis nicht"[14], ob wir auch tausend Geheimnisse ergründen.

„Geheimnisvoll am lichten Tag
Läßt sich Natur des Schleiers nicht berauben,
Und was sie dir nicht offenbaren mag,
Das zwingst du ihr nicht ab mit Hebel und mit Schrauben."[15]

Sie hat „ein Zugängliches und Unzugängliches, dieses unterscheide man und habe Respekt"[16]. Wir tasten ewig an Problemen[17] und müssen uns genügen lassen: „das Erforschliche zu erforschen und das Unerforschliche still zu verehren"[18].

Kurz vor seinem Tode schrieb Goethe an Grüner, wenn sich die Forschung einmal dahin stellen werde, wo „statt der mechanischen Formeln das unzweideutige Genie der Natur sich offenbare, dann würde es gelingen, daß die Natur allen verständlich wäre"[19].

Alle unsere Bemühungen, das Wesen der Natur zu gründen, müssen mit dem Erstaunen beginnen. Fern bleibe der Hochmut, dem es ein Leichtes zu sein dünkt, dem Geheimnis ihres Wesens nahezukommen.

„Betrachtet, forscht, die Einzelheiten sammelt,
Naturgeheimnis werde nachgestammelt."[20]

Kenntnisse bedeuten noch keine Erkenntnis und eine noch so reichliche Fülle von Daten kann das Urteil nicht ersetzen.

Wir erinnern uns hierbei an das über Goethes Weltanschauung Gesagte. Um zu Erkenntnissen zu gelangen, wird es nötig sein, daß der Forscher „die Metaphysik zu Hilfe rufe“[21]. Er muß mit Ideen, die das Vielfältige vereinheitlichen, an die Natur herantreten, er darf nicht nur Geschöpf, er muß auch Schöpfer sein, er soll beobachten bis er „im Geiste hervorbringen kann“[22], und eines besonders schönen Ergebnisses hätten wir uns dann zu erfreuen, wenn wir imstande wären, „mit dem Komplex von Geisteskräften, den man Genie nennt, dem gewissen und unzweideutigen Genie der hervorbringenden Natur entgegenzudringen“[23]. Ist schon in diesem Worte der Geist in seine alten heiligen, leider oft bestrittenen Rechte wieder eingesetzt, so geschieht das noch entschiedener mit der Bemerkung Goethes, er wolle „den Geist in seine alten Rechte, sich unmittelbar *gegen* die Natur zu stellen, wieder einsetzen“[24].

Rechte Naturerkenntnis, eine, die diesen Namen verdient, weil sie sich nicht mit der Darbietung von Beobachtungs- und Tatsachenmaterial erschöpft, ist also nur möglich, wenn Natur und Geist, Physik und Metaphysik zusammentreffen, oder, anders gesprochen, weder durch die Brille des Materialismus, noch durch die des Spiritualismus, sondern mit klarem, reinen Schauen des leiblichen und geistigen Auges die Natur objektiv, nicht dogmatisch erfaßt wird.

So wichtig die Schärfe der Beobachtung ist,

ebenso wichtig erscheint die Bildung des Beobachters zu jenem heiligen Ernst und jener fruchtbaren Demut, die die Phrase verabscheuen, wie die Sünde.

Goethes Genie traf zusammen mit dem unzweideutigen Genie der Natur und ergab ein Produkt, dessen wir uns in steigendem Maße erfreuen, denn immer deutlicher wird der Segen, den nicht nur der Dichter, nein, den auch der Forscher uns Nachgeborenen gewährt.

„Erfahrung ist nur halbe Erfahrung“[25], soll sie vollständig sein, dann „muß sie die Theorie in sich enthalten“[26]. Auch der Versuch, mit dem wir in die Natur einzudringen uns bemühen, ist eine „Vermittlung zwischen Natur und Begriff, Natur und Idee, Begriff und Idee. Jeder Versuch ist schon theoretisierend, er entspringt aus einem Begriff oder stellt ihn sogleich auf. Viele einzelne Fälle werden unter ein einzig Phänomen subsumiert; die Erfahrung kommt ins Enge, man ist imstande weiter zu gehen“[27].

Die Theorie, also der Gedanke, der in einer Fülle von Einzelbeobachtungen zum Ausdruck kommt, ist nichts Unwesentliches, oder gar, wenn man andern glauben sollte, etwas Schädliches, sondern er ist das Ewige, Bleibende in der Erscheinungen Flucht und in der Kette millionenfacher Verwandlungen.

Auf Goethe, der sich nicht „zum Detail geboren“ fühlte, machte „alles e i n z e l n e“ einen unangenehmen Eindruck, das G a n z e aber tat ihm wohl[28], und das Ganze hatte er dann, wenn er die empirischen Einzelheiten durch den Gedanken, die Idee, die Abstraktion oder die Theorie miteinander verbinden konnte.

Mit den Augen des Leibes bemächtigte er sich

der äußeren, sichtbaren Welt und mit dem Geistesauge drang er „ins Innere der Natur“[29], sich dadurch „von tausend und aber tausend Paragraphen befreiend“[30]. Zur rechten Anschauung ist oft genug die Hypothese nötig. Sie ist nur dann berechtigt und zweckdienlich, wenn sie „das Problem dahin versetzt, wo die Anschauung erleichtert wird“. Selbst „eine falsche Hypothese ist besser als keine“, nur darf sie nicht „zu einer Art Glaubensbekenntnis werden“[31].

Diese Auffassung und Bewertung der Hypothese fügt sich wunderbar in das ein, was wir bis nun als Eigentümlichkeit Goethescher Forschung kennen gelernt haben. Es offenbart sich auch da die ihm unentbehrliche Flucht aus der „verwirrenden Menge“[32], die Sehnsucht seines Geistes nach Vereinheitlichung und Gestaltung, wie sie sich in seinen epochalen Bemühungen um die Urpflanze zu erkennen gibt.

Die von Ideen ausgehen, „sprechen die Einheit des Ganzen aus und es ist gewissermaßen nachher die Sache der Natur, sich in diese Idee zu fügen“[33].

Wer sich mit Beobachtungen, also mit der „rohen Empirie“[34] allein begnügt, wird allezeit die Wahrheit des Satzes an sich erfahren:

„Er hat die Teile in der Hand,
Fehlt leider nur das geistige Band.“[35]

„Erfahrung ist die beste Wünschelrute“[36], aber ihr ausschließlich zu folgen ist ebenso schädlich, als einseitig Ideen zu folgen. R. M. Meyer stellt Goethe „zwischen Forscher und Seher“; „er ahnt, was im Innern lebt“[37], und wenn er aus genialischer Ahnung heraus ein ewiges Gesetz der Natur entdeckt, dann klingt sein Jubel hell und voll, wie nach der

Entdeckung der Urpflanze, „um die ihn die Natur beneiden soll“[38].

Auch bei seinen naturwissenschaftlichen Bestrebungen, wie bei den dichterischen Eingebungen fühlt er sich unter der Einwirkung einer geheimnisvollen Kraft, der er nicht widerstreiten kann. Bezeichnend hierfür ist das bekannte Wort: „Es ging mir mit dieser Entwicklung natürlicher Phänomene wie mit Gedichten; ich machte sie nicht, sie machten mich“[39].

Der aus dem Unbewußten schaffende, intuitiv erkennende, ahnend findende Künstler Goethe kommt dem Naturforscher zugute; die Beobachtung wird zur Gestaltung, „das Räsonnement verwandelt sich in Darstellung“[40].

Künstler und Naturforscher, sie beide, wenden sich entsetzt ab von der „atomistischen Beschränktheit“, die diese Welt „zufällig aus schwirrenden Elementen sich zusammensetzen“[41] läßt und von der „tristen atheistischen Halbnacht“[42], die im Interesse der Aufklärung das System des Baron Holbach über Frankreich und Deutschland heraufführen will.

„Jedem“, bekennt Goethe in Dichtung und Wahrheit, „drängt sich die Überzeugung auf, daß ein großes, hervorbringendes, leitendes und ordnendes Wesen sich gleichsam hinter der Natur verberge, um sich uns faßlich zu machen.“[43]

Als Jacobi den „einseitig beschränkten Ausspruch“ tat: „die Natur verbirgt Gott“[44], da fühlte Goethe sich abgestoßen, weil dies anders klang, als wenn er den gleichen Ausdruck gebrauchte, doch wollte er nie in Frage stellen, daß „Gott in der Natur, die Natur in Gott“ zu sehen wäre.

Aber weil die Dichter und Forscher mit kindlich frommem Sinn an die Natur herantreten, mit heiliger Scheu vor ihren Mysterien, mit heller Begeisterung für ihre Größe, entschleiert sich ihnen so manches, das trotz emsigster Arbeit Geheimnis geblieben war. So bewährt Goethe in seinen Arbeiten auf naturwissenschaftlichem Gebiete selbst die Wahrheit des Satzes, den wir bereits kennen lernten: „Apercu in wissenschaftlichen Angelegenheiten ist das Gewahrwerden einer großen Maxime“[45].

Das berühmte Wort Schillers zu Goethe: „Das ist keine Erfahrung, das ist eine Idee“[46], das Goethe zuerst erschreckte, weil er innerhalb der Grenzen der Erfahrung zu weilen meinte, während er längst mit dem Apercu, der Idee über sie hinausgegangen war[47], deckt den Kern Goethescher Naturbetrachtung mit klassischer Prägnanz auf.

Sowohl seine Beschäftigung mit der Pflanzen- wie mit der Tierwelt zeigt sein Interesse an dem Werden, den immer neuen Gestaltungen, dem Flusse ruhiger Entwicklung, der Evolution und seine Abneigung gegen alles Sprunghafte und Stürmische, die Revolution.

„Nie war Natur und ihr lebendiges Fließen
Auf Tag und Nacht und Stunden angewiesen.
Sie bildet regelnd jegliche Gestalt,
Und selbst im Großen ist es nicht Gewalt.“[48]

Das starr gewordene Antlitz der Erde, „diese tote Welt“, vermag ihn nicht zu fesseln. „Gott wohnt nicht im Gewordenen, Erstarrten, sondern im Werdenden“[49], sagt er einmal, und die gewaltsamen Eruptionen, von denen die Vulkanisten sprechen, können ihn eher erschrecken als anziehen.

„Gebirgesmasse bleibt mir edel-stumm,
Ich frage nicht woher und nicht warum.“[50]

„Der künstlerisch schaffende Genius weigert sich, einen solchen wilden, willkürlichen Erdboden zu bewohnen und ist entschlossen, ihn wenigstens nicht zu betrachten.“[51] Ich hoffe, es verstehen alle die tiefe Weisheit, die in diesen göttlich-naiven Worten des Dichters und Forschers liegt.

Das Höchste, mit dem sich die Naturwissenschaft beschäftigen kann, ist und bleibt der Mensch, über den Goethe zu Eckermann sagt: „Als nämlich die Erde bis zu einem gewissen Punkte der Reife gediehen war, die Wasser sich verlaufen hatten und das Trockene genugsam grünte, trat die Epoche der Menschwerdung ein und es entstanden die Menschen durch die Allmacht Gottes überall, wo der Boden es zuließ und vielleicht auf den Höhen zuerst . . . darüber nachzusinnen, wie es geschehen, halte ich für ein unnützes Geschäft, das wir denen überlassen wollen, die sich gerne mit unauflösbaren Problemen beschäftigen und die nichts Besseres zu tun haben“[52].

Wir erinnern uns bei dieser echt Goetheschen Resignation, die nicht Kraftlosigkeit, sondern höchste Kraft, die Kraft der Demut bedeutet, an das Wort, daß das Individuum lernen müsse, „sich zu resignieren“[53], daß es aber freilich ein Unterschied sei, ob einer bei den engen Grenzen seiner empirischen Existenz stehen bleibe oder, darüber hinausgreifend, „die Urphänomene in ihrer ewigen Herrlichkeit stehen lasse“[54] und damit bei der Ewigkeit und Unendlichkeit Halt mache.

Wohin der Forscher nicht mehr gehen kann, weil Sinne und Verstand, Beobachtung und

Erfahrung versagen, dahin trägt der Flügel des Glaubens.

Der Anthropologe führe das Menschenkind, dem er seine Lebensgeschichte erzählen will, „bis in die Vorhöfe der Religion", aber auch da „nicht weiter als bis dahin, wo ihm der Dichter begegnet und sich andächtig vernehmen läßt":

„In unsres Busen Reine wogt ein Streben,
Sich einem Höhern, Reinern, Unbekannten
Aus Dankbarkeit freiwillig hinzugeben,
Enträtselnd sich den ewig Ungenannten;
Wir heißen's Frommsein."[55]

Wie weit der künstlerische Tiefblick Goethes reichte, zu welchen überraschenden wissenschaftlichen Ergebnissen er führte, das hat kein Geringerer als Helmholtz anerkannt.

Gedenken wir nur kurz seiner botanischen Studien (Morphologie, Urpflanze), der Entdeckung des Zwischenkieferknochens und der, daß der Schädel aus verwandelten Wirbeln sich aufbaue, somit nichts anderes sei als der organische Abschluß der Wirbelsäule sowie der genialen Ahnung und Lehre einer Eiszeit, so müssen wir mit einem von Tag zu Tag wachsenden Chore bezeugen, daß der Dichter auch einer der größten Naturforscher aller Zeiten gewesen ist. Ja er hat ganz modernen Gedanken und Theorien bewundernswert vorgearbeitet. In seiner Morphologie lesen wir: „Jeder Lebendige ist kein Einzelnes, sondern eine Mehrheit; selbst insofern es uns als ein Individuum erscheint, bleibt es doch eine Versammlung von lebendigen, selbständigen Wesen, die der Idee, der Anlage nach gleich sind, in der Erscheinung aber gleich oder ähnlich, ungleich

oder unähnlich werden können. Diese Wesen sind teils ursprünglich schon verbunden, teils finden und vereinigen sie sich. Sie entzweien sich und suchen sich wieder und bewirken so eine unendliche Produktion auf alle Weise und nach allen Seiten"[56]. Damit steht Goethe dicht an der Erklärung, die die Wissenschaft später durch die Entdeckung der Zelle gab.

Nun erübrigt für uns noch die Bedachtnahme auf zwei Gebiete exakter Forschung, von denen her Goethe viele Angriffe zu erdulden hatte. Wir meinen die Mathematik und die Optik (Farbenlehre).

Goethe vergleicht die Mathematik mit der Dialektik, denn „für beide hat nichts Wert als die Form"[57]. „Sie vermag kein Vorurteil wegzuheben, kann den Eigensinn nicht lindern, den Parte geist nicht beschwichtigen, nichts von allem Sittlichen vermag sie"[58], sie hält aber ihre Jünger „in einem Hexengewirre von Formeln" so fest, daß, meint Goethe zu Zelter, „er wohl nicht erleben werde, daß ein Mathematiker zur Anschauung der Natur käme und Sinn und Verstand unabhängig, wie ein gesunder Mensch, brauchte"[59].

Mit Mathematikern ist „kein heiteres Verhältnis zu gewinnen"[60], sie sind „wunderliche Menschen"[61] und ihre Wissenschaft, „weil sie auf Konviktion, Überführung ausgeht, ärgert viele gute Köpfe"[62].

Für sein eigenes Wesen schien Goethe die Mathematik unbrauchbar, denn er, den das Lebendige — und nur das — interessierte, fand, daß sie darauf aus sei, „das Lebendige in ein Totes zu verwandeln"[63] und daß ihren Formeln „etwas Steifes und Ungelenkes" eigne, wodurch sie für das Inkommen-

surable, das selbst in Elementarfällen zu gewahren ist, „unzulänglich sind"[64].

Die Mathematik gibt dem Geiste eine „einseitige Kultur", was schon Voltaire — nur noch schärfer — mit den berühmten spitzen Worten ausgedrückt hat, die Goethe zitiert: „La géometrie laisse l'esprit où elle le trouve"[65].

Die Einseitigkeit der Mathematiker hängt wohl mit ihrer Beschränkung „auf das Quantitative" zusammen, diese Einseitigkeit macht sie aber auch zu einer Art „Franzosen", die sich „alles in ihre Sprache übersetzen" müssen, um es zu verstehen, wodurch es freilich oft „ein ganz anderes" wird[66].

Mit all diesen Worten will aber Goethe nur die Grenze klar und deutlich erkennen lassen, die dieser Wissenschaft gezogen ist. Er kennt ganz wohl auch ihren großen Wert. Kaum je ist ein volleres Lob ausgesprochen worden, als es in dem Vergleich der Mathematik mit der „Poesie des Genies" liegt[67]. Dieses Lob verdiene sie als „Vermittlung reinen Anschauens". Sie ist die „nützlichste und erhabenste Wissenschaft, wenn sie da angewendet wird, wo sie am Platze ist"[68].

„Diese Bedächtigkeit, nur das Nächste ans Nächste zu reihen, oder vielmehr das Nächste aus dem Nächsten zu folgern, haben wir von den Mathematikern zu lernen, und selbst da, wo wir uns keiner Rechnung bedienen, müssen wir immer so zu Werke gehen, als wenn wir dem strengsten Geometer Rechenschaft zu geben schuldig wären"[69].

Goethe will der Mathematik alle Ehre geben und sie höher schätzen als jeder andere, „da sie ge ade das leistet, was (ihm) zu bewirken völlig versagt

worden"[70]. Aber hüten muß man sich, sie bei Dingen zu gebrauchen, die nicht in ihrem Bereich liegen, sie also zu mißbrauchen, wo dann „die edle Wissenschaft sogleich als Unsinn erscheint"[71].

„Um die Phänomene der Farbenlehre zu begreifen, gehört weiter nichts als eine reine Anschauung und ein gesunder Kopf."[72] Beides eignete Goethe im höchsten Maße, und so müßten wohl auch die Ergebnisse seines geradezu rührenden Forschens erfreulich sein.

Er bemerkt einmal: „Mit der Entdeckung, die Newtonsche Hypothese sei falsch und nicht zu halten, war mir abermals eine Entwicklungskrankheit eingeimpft"[73], und wie schon früher das Pflanzenreich in seinem Gemüte „raste", so waren nun Licht und Farben das Treibende in seinem geistigen Schaffen. An den Herzog schreibt er, und wir erkennen wieder den unter einem Daimonion stehenden Geist: „Ich habe mir mit den optischen Studien eine große Last aufgeladen, oder vielmehr der Genius hat's getan"[74].

Welches sind nun die wesentlichsten Gedanken, aus denen die Goethesche Theorie besteht?

Dem Dichter Goethe konnte die Newtonsche Lehre, die die blühende Welt der Farben, „die Sonne Homers", die auch den nachgeborenen Geschlechtern mit dem Golde ihrer Strahlen in das Dunkel des Erdenlebens leuchtet, in eine mathematisch-physikalische Abstraktion, in eine Formel verwandelte und damit vernichtete, nicht behagen.

Er und sein großer Widersacher gehen von ganz verschiedenen Standpunkten aus. Goethe handelt es sich um die Empfindung, Newton um die physi-

kalische Erscheinung. Der eine, der Dichter, fragt nach der Wirkung, der andere, der Mathematiker, nach der Ursache.

„Was ist denn eine Saite und alle mechanische Teilung derselben gegen das Ohr des Musikers?“[75] Dieses Wort hilft zum Verständnis des Goetheschen Standpunktes. Das Auge enthält nicht nur die Welt, die es von außen aufnimmt, es offenbart auch eine innere Welt, die in Geist und Seele ruht und von da nach außen dringt. Es ist „der klarste Sinn, durch den die leichteste Überlieferung möglich ist“[76], aber was es aufnimmt ist Farbe, Linie, Gestalt, aber keine mathematische Formel, und so gleicht es dem Ohr des Musikers, das aus dem mechanisch Gegebenen eine wundersame geistige Welt sich schafft.

Was wir beim Lichte feststellen können, ist die Wirkung auf uns. Was das Licht an sich sei, „wird nie ein Sterblicher aussprechen, und sollte er es können, so würde er von niemandem, so wenig wie das Licht, verstanden werden“[77].

„Bestimmt Erleuchtetes zu sehen, nicht das Licht“[78], bleibt der Mensch beschränkt auf die Welt der Licht- und Farbenerscheinungen und alles, was er über die letzten Ursachen sagen mag, bleibt Hypothese. „Lebhafte Frage nach den Ursachen“ ist aber, nach einem weisen Worte Goethes, „von großer, nicht zu entwickelnder Schädlichkeit“[79].

Helmholtz gibt zu, daß der Dichter da, wo es sich um Aufgaben handelte, die durch dichterische Divination gelöst werden konnten, das Höchste erreicht hat. Hatte Newton erklärt: Das Licht ist zusammengesetzt[80], so stellt Goethe dem entgegen: Das Licht

ist das einfachste, homogenste Wesen, das wir kennen, und die Strahlenbrechung, die ihm natürlich nicht unbekannt blieb, ist nur eine der vielen Gelegenheiten, bei denen Farbenerscheinungen auftreten können, nicht aber „die Ursache der Farben“[81].

Hat der Maler Ursache drei Grundfarben, der Physiker zwei anzunehmen, aus denen die übrigen zusammengesetzt werden, so will Goethe nicht von bestimmten Farben, sondern von der polaren Gegenüberstellung von Finsternis und Helligkeit sprechen. „Die sichtbare Welt, die wir für eine Einheit halten, ist aus jenen beiden Uranfängen auf das freundlichste zusammengebaut“[82].

Die Farben setzen Helles und Dunkles voraus und haben die Eigenschaft, daß sie „dunkler als Weiß und heller als Schwarz sind“. Jede Farbe ist Grundfarbe und es handelt sich bei den Farben nicht um Zahlen, sondern um ein „unendlich lebendiges Spiel“[83].

Auf diese Weise bilden die Farben, wie Chamberlain bemerkt, „nur lebendige Steigerungen des Kontrastes zwischen Tag und Nacht“!

Unser Wort „begreifen“ erinnert uns an den Tastsinn und, wie Goethe einmal sagt, seit Demokrit wird „das Gesehene in ein Getastetes umgewandelt, der schärfste Sinn in den stumpfsten aufgelöst“[84].

Dem soll aber nicht so sein. Im Gegenteil, auch für uns soll das Auge das Organ sein, mit dem wir die Welt aufnehmen.

„Was ist das Schwerste von allem? Was dich das Leichteste dünkt,
Klar mit den Augen zu sehen, was vor den Augen dir liegt.“[85]

Keine Formeln und keine Überlieferungen konnten den großen, unvergleichlichen Schauer abhalten,

den Eindruck, den er empfing, klar und rein aufzufassen. So wie er gegen das Brillentragen eine unüberwindliche Abneigung hatte[86], stellte er sich auch feindlich zu all den geistigen Brillen und den gefärbten Gläsern, mit denen auch große Geister das Weltbild ansahen. Er lehrt „freier“ und „reiner“ schauen und das „ideenbildende Gemüt in uns durch planmäßige Ausbildung des Subjektes“ tätig zu entfalten[87] in wunderbarer Verbindung von Natur und Geist.

Auch das Geheimnis ewiger Jugend verrät er, an ihm selber leuchtend erprobt:

„Schätze der Natur ergründen,
Geist und Element verbinden
Ist's, was ewig jung erhält.“[88]

Bemerkungen.

Zitiert ist in der Regel die Ausgabe der Werke Goethes von Goedeke in 36 Bänden (Cotta). Die erste Zahl bezeichnet den Band, die zweite die Seite. Bei den Dramen ist Akt und Szene angegeben.

Ch. bedeutet Goethe von H. St. Chamberlain. München 1912.

Schr. bedeutet Kommentar zu Faust von Schröer. (I. II. = erster, zweiter Teil.)

W. A. = Weimarer Ausgabe. N. S. = Naturwissenschaftliche Schriften in der W. A. Die Zahlen geben Band und Seite an.

Um den Leser zu orientieren und ihm das Nachschlagen zu erleichtern, wenn er eine andere Goetheausgabe besitzt, gebe ich hier in Schlagworten den Inhalt der 36 Bände:

1. Gedichte. 2. Gedichte. 3. Diwan. 4. Sprüche. Maskenzüge. 5. Hermann und Dorothea. Reineke Fuchs. 6. Lustspiele und Farcen. 7. Singspiele. 8. Zeitstücke. 9. Dramen. 10. Faust. 11. Dramen. 12. Dramen. 13. Jugenddramen. 14. Dramen. 15. Werther. 16. Meister. Lehrjahre 1. 17. Meister. Lehrjahre 2. 18. Meister. Wanderjahre. 19. Wahlverwandtschaften. 20. Dichtung und Wahrheit. 21. Dichtung und Wahrheit. 22. Italienische Reise. 23. Italien. 24. Kampagne in Frankreich.

25. Schweizerreise. Rheinreise. 26. Annalen. 27. Deutsche Literatur. 28. Auswärtige Literatur. 29. Cellini. 30. Propyläen. Zur Kunst. 31. Winckelmann Hackert. Zwo biblische Fragen. Diderot. Reden. 32. Morphologie. 33. Naturwissenschaftliche Schriften. 34. Farbenlehre. 35. Farbenlehre. 36. Gedichte (Nachlese).

Anmerkungen.

Einleitung.

Seite 1: [1] 35. Aufl. Leipzig, Hirschfeld; anonym. Verfasser angeblich Prof. Langbehn. — [2] zu Müller 5. 1. 1831. — [3] 3 82.

„ 2: [4] Horaz III 30. 1.

1. Vortrag.

„ 3: [1] Faust I 1.

„ 4: [2] Faust II 1. 2. — [3] 4 189.

„ 5: [4] Faust II 5. 3. — [5] der Steuermann des Schiffes Argo, „Der Luchsäugige", s. Schr. II 151. 342. — [6] 1772. — [7] Joh. v. Müller. — [8] vgl. Ch. 295 ff. — [9] N. S. 6 306. — [10] Ch. 123 f. — [11] 19 150. — [12] 2 335.

„ 6: [13] 4 209. — [14] N. S. 11 57. — [15] Faust, Prolog. — [16] an Meyer. — [17] Ch. 274 ff. — [18] N. S. 6 302 u. Tagebuch Juli 1799.

„ 7: [19] 33 213. — [20] 14. 7. 1794.

„ 8: [21] Brief an Nees v. Esenbeck 1816. — [22] 4 116. — [23] N. S. 11 56. — [24] Faust I 4. — [25] zu Eckermann 28. 3. 1827.

„ 9: [26] 4 125. — [27] N. S. 6 348. — [28] an Willemer 24. 4. 1815. — [29] 32 347. — [30] N. S. 12 12. — [31] 4 209. — [32] Faust I 1. — [33] 4 254.

„ 10: [34] 4 254. — [35] N. S. 8 37. — [36] an Schiller 17. 8. 1797. — [37] N. S. 6 302. — [38] II. Einleitung 55; vgl. Plutarch: Marcellus 20. — [39] Faust II 1. 5.

„ 11: [40] Faust II 1. 5. — [41] ebenda. — [42] N. S. 3 147. — [43] an Zelter W. A. 42 102. — [44] 21 259 sowie 4 226 u. 273. — [45] 2 144.

Seite 12: [46] 4 132. — [47] Faust I 4.
„ 13: [48] 24 25. — [49] N. S. 5 2. 242. — [50] ebenda. — [51] N. S. 1 73. — [52] W. A. 41 2. 133. — [53] zu Eckermann 18. 2. 1829. — [54] 13 84. — [55] W. A. 37 142.
„ 14: [56] N. S. 6 348. — [57] 3 158. — [58] 26 211. — [59] 4 243. — [60] W. A. 49 15. — [61] Faust I 2.
„ 15: [62] N. S. 6 347 u. 5 2. 12. — [63] N. S. 8 75. — [64] N. S. 11 164. — [65] 33 165.

2. Vortrag.

„ 16: [1] Beyschlag, W. Faust i. s. Verh. z. Chr. 1877, S. 37. — [2] N. S. 6 348. — [3] N. S. 9 195. — [4] an Lavater 14. 11. 1781. — [5] N. S. 3 164. — [6] N. S. 4 99.
„ 17: [7] zu Eckermann 18. 2. 1829. — [8] 4 267. — [9] an Buttel 3. 5. 1827. — [10] Faust I 1. — [11] Unterh. m. Falk 1813. — [12] N. S. 3 145.
„ 18: [13] 32 162. — [14] 21 164. — [15] 19 150.
„ 19: [16] 6. 1. 1813. — [17] Bemerk. z. Fabricius Bibl. ant. p. 234 in den „Ephemerides“ v. 1770/71. — [18] 2 140. — [19] 2 65. — [20] Faust I 1. — [21] 4 53. — [22] 21 95.
„ 20: [23] zu Eckermann 4. 1. 1824. — [24] 27 49. — [25] an Jakobi 5. 5. 1786: s. Julian Schmidt: Gesch. d. d. Lit. III 85; vgl. an Lavater 28. 10. 1779. — [26] Faust I 4. — [27] Faust I 15. — [28] zu Eckermann 1. 9. 1829. — [29] 3 122.
„ 21: [30] 33 229. — [31] W. A. 5 2. 397. — [32] 4 191. — [33] zu Eckermann 31. 12. 1823. — [34] zu Eckermann 8. 3. 1831. — [35] Faust I 15. — [36] 24 175.
„ 22: [37] 20 149. — [38] Theatervorspiel 19. 9. 1807. — [39] 4 224.
„ 23: [40] Schr. II 395; vgl. zu Eckermann 6. 6. 1831. — [41] Faust II 5. — [42] Faust II 5. — [43] 4 277. — [44] an Knebel 8. 4. 1812.
„ 24: [45] an Lavater 22. 6. 1787. — [46] 4 69. — [47] 2 300. — [48] 4 224; vgl. Ch. 302: „Grundtatsache des Menschengemütes eine urangeborene Dualität.“ — [49] 4 2.
„ 25: [50] 21 186 f. — [51] 3 237. — [52] 21 187. — [53] 32 37. — [54] 35 63. — [55] 21 50. — [56] 35 63. — [57] Brief an Karl August 27. 3. 1824. — [58] an Plessing 26. 7. 1782; vgl. Jesaias 55 8. — [59] an Boisserée 25. 2. 1832. — [60] 35 64.

Seite 26: **61** zu Riemer 26. 3. 1814. – **62** Skizzen zum ersten Teil des Faust. – **63** mit Falk 1819. – **64** an Lavater 14. 11. 1781. – **65** mit Müller 29. 4. 1818. – **66** 18 125.

„ 27: **67** an Herder Juli 1772. – **68** 4 116; vgl. an Zelter 5. 10. 1828. – **69** mit Müller 28. 3. 1819. – **70** 4 178. – **71** 15 334. – **72** mit Boisserée 2. 8. 1815.

„ 28: **73** Tagebuch 7. 8. 1779. – **74** 18. 1. 1825; vgl. 1. Sam. 9 3 ff. – **75** 21 210. – **76** 28. 10. 1779. – **77** 22. 6. 1781. – **78** mit Müller 8. 6. 1830.

„ 29: **79** an Reinhard 8. 5. 1811. – **80** zu Eckermann 11. 3. 1832; vgl. 18 172. – **81** 4 39; vgl. zu Eckermann 28. 2. 1831. – **82** Faust I 3. Goethe nennt Christus den „Einzelnen, Unvergleichlichen", den „göttlichen Mann", den „hohen Wundermann", dessen Lehre dasjenige betreffe, was dem einzelnen innerlich begegnet, und der mit jedem Auftreten „das Höhere anschaulich machen" wollte; vgl. 30 176 u. 349, sowie Ch. 661 ff. – **83** an Zelter 9. 11. 1830. – **84** 27 292. – **85** an Herder 1775. – **86** zu Müller. – **87** 18 403.

„ 30: **88** zu Eckermann 11. 3. 1832. – **89** mit Müller 7. 4. 1830. – **90** 21 179 ff. – **91** 6. 1. 1813. – **92** Tasso 5 2; vgl. an Frau v. Stein 9. 9. 1783 und an Jacobi 1788. – **93** 16 145.

„ 31: **94** Faust II 1. 1. – **95** Tasso III 2. – **96** 1 286. – **97** Tagebuch 13. 5. 1780.

„ 32: **98** Faust II. – **99** Luk. 15 7. – **100** 1 164. – **101** mit Riemer 24. 5. 1811; vgl. 4 147. – **102** 4 179. – **103** 4 122.

„ 33: **104** Tagebuch 7. 8. 1779. – **105** 21 71. – **106** 6 179, 21 43, 27 49; sowie an Frau v. Stein 9. 7. 1784. – **107** 20 300. – **108** z. deutsch. Liter. 1818. – **109** 35 49. – **110** 11. 3. 1832.

„ 34: **111** 3 120. – **112** zu Eckermann 11. 3. 1832. 21 43. – **113** 21 206 ff. – **114** 20 405, 21 207 ff. – **115** zu Eckermann 11. 3. 1828. – **116** an Zelter 30. 10. 1824. – **117** an Voigt 27. 2. 1816.

„ 35: **118** mit Dietmar 24. 7. 1786. – **119** zur ausw. Liter. 1822. – **120** an das großh. Staatsministerium 26. 6. 1830. – **121** zu Eckermann 11. 3. 1832. – **122** 22. 6. 1808. – **123** zu Eckermann 4. 2. 1829. – **124** zu Falk 23. 1. 1813.

Seite 36: [125] 4 53. – [126] zu Eckermann 25. 2. 1824. – [127] mit Müller 19. 10. 1823. – [128] 3. 12. 1781. – [129] zu Eckermann 2. 5. 1824 und 1. 9. 1829.

„ 37: [130] zu Eckermann 1. 9. 1829. – [131] mit Falk Januar 1813. – [132] W. A. 33 242. – [133] W. A. 49 277. – [134] 4 349. – [135] 1 349.

3. Vortrag.

„ 38: [1] Heine. Vgl. Zimmermann: Rätsel des Lebens. Leipzig, Haessel 1877, S. 1. – [2] 17. 4. 1817. Schrittschuh statt Schlittschuh, ein Wort, das auf Klopstock zurückgeht. – [3] an Schultz 8. 7. 1823; vgl. an Merck 16. 7. 1782.

„ 39: [4] 31 8. – [5] 1 317. – [6] mit Kanzler Müller 30. 6. 1824.

„ 40: [7] Faust II 5. 4. – [8] W. A. 37 142. – [9] 3 58. – [10] mit Müller 15. 5. 1822. – [11] 32 347. – [12] 4 114.

„ 41: [13] 3 57. – [14] Faust II 3. 2. – [15] 17 152. – [16] 18 305. – [17] Iphigenie. Prosafassung I 2; vgl. „Ein unnütz Leben ist ein früher Tod" – Iphig. I 2. – [18] Pandora v. 1045. – [19] 19 185. – [20] mit Müller 4. 11. 1823.

„ 42: [21] 3 123. – [22] 3 19. – [23] an Zelter 11. 3. 1832. – [24] an Boisserée 27. 9. 1831. – [25] an Krafft 1781.

„ 43: [26] 4 180. – [27] 4 282. – [28] 4 384. – [29] an Zelter 21. 11. 1830.

„ 44: [30] S. 725. – [31] 4 349. – [32] W. A. 18 307. – [33] Tagebuch 13. 1. 1779. – [34] an Meyer 1796. – [35] Tasso II 3. – [36] Prometheusfragment I 76.

„ 45: [37] Ch. 156. – [38] 4 190; Tagebuch Mai 1780; vgl. 17 150. – [39] 2 306. – [40] 2 140. – [41] 2 196. – [42] Luk. 19 11 ff., Matth. 25 14 ff. – [43] Amtl. Bericht Goethes aus dem Jahre 1817. – [44] an Bertuch 7. 6. 1803.

„ 46: [45] an Riemer 19. 5. 1809. – [46] ebenda. – [47] 27. 3. 1781. – [48] an Lavater 18. 3. 1781. – [49] 1 322. – [50] 2 143.

„ 47: [51] Dieses Wort, die latein. Übersetzung des bekannten Spruches Epiktets findet sich im Breviarium Politicorum sec. rubricas Mazarinicas. Frcf. a. d. M. 1724, S. 7. Daher dürfte es Goethe genommen haben. – [52] Wanderjahre 13 332, Ausg. v. 1821. – [53] 21 245. – [54] 9. 7. 1820. – [55] mit Soret 14. 2. 1830. – [56] an Plessing 26. 7. 1782.

Seite 48: [57] 21 184. – [58] 4 15. – [59] 21 184; Matth. 13. – [60] 4 130 u. 169. – [61] 17 6. – [62] ταράσσει τοὺς ἀνθρώπους οὐ τά πράγματα, ἀλλὰ τὰ περὶ τῶν πραγμάτων δόγματα. Von Goethe gebraucht als Motto z. Morphologie. – [63] Faust I 4. – [64] an Schultz 8. 9. 1823. – [65] 18 412.
„ 49: [66] 17 302. – [67] ebenda; vgl. Ch. 581.
„ 50: [68] II. Aufzug. – [69] 16 302. – [70] 4 133.
„ 51: [71] 17 305.

4. Vortrag.

„ 52: [1] Tasso 5 5.
„ 53: [2] Tasso 2 4, 5 5. – [3] Benjamin Schmolck. – [4] an G. v. Stolberg 10. 3. 1775. – [5] zu Eckermann 27. 1. 1824. – [6] 4 114. – [7] 2 235.
„ 54: [8] 15 93. – [9] 4 197.
„ 55: [10] 12. 12. 1769. – [11] 26 194. – [12] zu Eckermann 11. 3. 1828. – [13] Faust I 1. – [14] Schr. I 53.
„ 56: [15] N. S. 6 306, 4 224; vgl. Ch. 283 ff. – [16] zu Eckermann 11. 3. 1828. – [17] Tasso 5 2. – [18] 4 222.232; s. Ch. 579 f. – [19] Vilmar, Literaturg. S. 413. – [20] 4 114.
„ 57: [21] Zeugnis für Carlyle 14. 3. 1828. – [22] Palaeophron und Neoterpe v. 8. – [23] zu Eckermann 29. 5. 1831. – [24] 33 213. – [25] 4 26.
„ 58: [26] Faust II 1. 5. – [27] Faust II 5. 4. – [28] 1 286. – [29] 21 82. – [30] 16 145.
„ 59: [31] 17. 5. 1781. – [32] 18 125; vgl. 18 422 sowie Psalm 51. – [33] Stammbuchvers 5. 10. 1806. – [34] 21 246. – [35] 21 246. – [36] an G. v. Stolberg 17. 7. 1777. – [37] Faust. Zueignung.
„ 60: [38] Tasso 3 4. – [39] 36 154. – [40] Tasso 1 1. – [41] 21. 10. 1827. – [42] 20 235. – [43] 1 68.

5. Vortrag.

„ 61: [1] Harzreise im Winter. – [2] Das Göttliche. – [3] Faust I 24. – [4] Novalis. – [5] 10. 12. 1781. – [6] Die schönsten Briefe sind mitgeteilt in dem Büchlein: Alles um Liebe (Bücher der Rose), S. 215 ff., 223, 262 f.

Seite 62: [7] 17 27. – [8] Horaz. Od. III 1. 1. – [9] September 1827, 27. September 1827, 24. Oktober 1827. – [10] an Seifensand 31. 12. 1831. – [11] 2 37 (die Geheimnisse).
„ 63: [12] I 3. – [13] Tasso II 3. – [14] an Reinhard 28. 8. 1807. – [15] an Willemer 11. 7. 1821; vgl. an Schubarth 10. 5. 1829. – [16] an Schiller 5. 5. 1798. – [17] an Willemer 5. 12. 1808. – [18] Faust, Vorspiel. – [19] 4 53.
„ 64: [20] Faust I 4. – [21] 18 165 ff. – [22] 18 388. – [23] 4 283. – [24] 28 359. – [25] Faust I 4. – [26] 24 161.
„ 65: [27] 4 248. – [28] 3 58. – [29] „Do ut des“ – die Formel stammt aus dem röm. Rechte; s. Hugo Grotius: de iure belli et pacis II 12. 3. 1. – [30] 3 61; vgl. 3 36. – [31] 4 65. – [32] Tasso I 1.
„ 66: [33] Faust I 1; vgl. hierzu Schr. I 41, Anm. – [34] 18 71. – [35] Tasso I 3. – [36] 1 71. – [37] 4 124. – [38] 29. 8. 1826. – [39] Tasso III 4.
„ 67: [39a] 16 146. – [40] 36 271.
„ 68: [41] 4 121. – [42] 20 258. – [43] 36 223. – [44] 30 256.
„ 69: [45] 26 274. – [46] Heilbronn bei Henninger 1884. – [47] Das. S. 5. – [48] 1 349.
„ 70: [49] 12. 3. 1781. – [50] 36 5. – [51] so Weihnachten 1782 an Frau v. Stein: „in einem Kreise sittlich-sinnlicher Reize“ u. ö.
„ 71: [52] 36 94. – [53] 16. 9. 1775. – [54] 20. 4. 1768.
„ 72: [55] 7. 10. 1776. – [56] 3 38. – [57] 15 37. – [58] W. A. 6 91. – [59] 3 45. – [60] 1 349. – [61] 4 239. – [62] Faust II 5.
„ 73: [63] 19. 3. 1781. – [64] an G. v. Stolberg 19. 9. 1775. – [65] 8. 8. 1776; vgl. 24. 5. 1776. – [66] s. Anm. 65. – [67] Bem. zu ein. franz. Buche.
„ 74: [68] an Frau v. Stein 13. 12. 1786. – [69] 15 38. – [70] 1 273. – [71] 1 272. – [72] an Frau v. Stein 19. 3. 1781. – [73] Br. Goethes 27. 6. 1771. – [74] Faust II 3.
„ 75: [75] 28. 6. 1784. – [76] Faust II 5. – [77] Egmont III. – [78] 1 60.

6. Vortrag.

„ 76: [1] aus einem Gespräch mit Stroganoff, 1825.
„ 77: [2] 21. 8. 1774. – [3] 28 199.
„ 78: [4] W. A. 48 136; vgl. 21 157. 303, 33 230. – [5] 27 24. – [6] 16 84 f. – [7] an Schubarth 2. 4. 1818. – [8] Faust II, Schluß. – [9] 26 3.

Seite 79: 10 26. 2. 1824. – 11 Faust II 5. – 12 3 12. – 13 21 303.

„ 80: 14 Faust, Vorspiel. – 15 an L. v. Grusdorf 30. 3. 1827. – 16 33 230. – 17 33 225. – 18 an Gräfin O'Donell 22. 1. 1813; vgl. Gespr. m. Eckermann 9. 2. 1823 und 2. 1. 1824. – 19 an Melchior Meyr 22. 1. 1832; vgl. 4 293.

„ 81: 20 20 310. – 21 An G. v. Stolberg 10. 3. 1775. – 22 3 12.

„ 82: 23 1823. – 24 27 156. – 25 21 220. – 26 3 11.

„ 83: 27 1 303. – 28 27 23. – 29 f. Ch. 427. – 30 21 259.

„ 84: 31 zitiert bei Oeser-Schröer. – 32 1 5. – 33 20 310. – 34 27 316. – 35 1 5.

„ 85: 36 24 23. – 37 zu Eckermann 11. 10. 1828. – 38 Psalm 102 27. – 39 11. 3. 1828. – 40 zu Eckermann 11. 3. 1828.

„ 86: 41 Athen. Fragm. – 42 27 110. – 43 3 135. – 44 zu Eckermann 18. 9. 1823.

„ 87: 45 27 315 f. – 46 an Lavater Aug. 1780. – 47 an Erichson 28. 4. 1797. – 48 36 65. – 49 24 175.

„ 88: 50 26 7. – 51 26 12. – 52 26 41.

„ 89: 53 „Aut prodesse volunt aut delectare poëtae" (Horaz). – 54 zu Eckermann 2. 1. 1824. – 55 zu Eckermann 2. 1. 1824. – 56 36 85. – 57 24 151. – 58 36 154. – 59 4. 7. 1791.

„ 90: 60 zu Eckermann 12. 5. 1825. – 61 an Prof. Zauper 1821. Das Bibelwort bei St. Matthäus 5 28. Vgl. zu Eckermann 30. 3. 1824, 9. 2. 1829, 6. 5. 1827, u. Annalen von 1809, sowie den Brief an Reinhard 31. 12. 1809 und D. Fr. Strauß: Alter und neuer Glaube, 11. Aufl., S. 317 ff.

„ 91: 62 19 74. – 63 26 41. – 64 zu Eckermann 18. 1. 1825.

„ 92: 65 31. 10. 1831. – 66 1806. – 67 23. 1. 1786. – 68 9. 12. 1797.

„ 93: 69 zu Eckermann 1. 4. 1827. – 70 22 97. – 71 an Karoline v. Herder. – 72 4 220.

„ 94: 73 zu Eckermann 1. 4. 1827. – 74 4 364.

„ 95: 75 30 154. – 76 zu Eckermann 31. 1. 1827. – 77 Goethe, Dramen in Kürschners Nationalliteratur Bd. 4, 9. T., S. XIII.

Seite 96: [78] Goethe, Dramen in Kürschners Nationalliteratur Bd. 4, 9. T., S. 123 u. 258. — [79] ebenda. — [80] 21 52.
„ 97: [81] 1 267. — [82] 4 146. — [83] Paralipomena zu Faust. — [84] Pandora v. 676 ff.; vgl. Ch. 435 ff. sowie 3 204, 4 146. — [85] „Huldigung der Künste."
„ 98: [86] 14. 6. 1784. — [87] 3 204. — [88] W. A. 3 80. (Gott und Welt.) — [89] zu Eckermann 2. 4. 1829; vgl. 4 197. — [90] zu Eckermann 29. 1. 1826.
„ 99: [91] zu Eckermann 31. 1. 1827. — [92] zu Eckermann 29. 1. 1826. — [93] 4 27. — [94] zu Eckermann 2. 4. 1829.
„ 100: [95] 21. 3. 1830. — [96] 24. 9. 1827. — [97] zu Eckermann 21. 3. 1830.
„ 101: [98] 27 317.
„ 102: [99] 4 33. — [100] an Zelter 20. 10. 1831. — [101] Engel: G. der Mann u. sein Werk, S. 384. — [102] 27 292. — [103] zu Eckermann 2. 4. 1829.
„ 103: [104] Schiller: Shakespeares Schatten. — [105] 4 207. — [106] zu Eckermann Ende 1826. — [107] zu Eckermann 18. 9. 1823. — [108] zu Eckermann 18. 1. 1827.
„ 104: [109] Faust, Prolog im Himmel. — [110] zu Eckermann 6. 5. 1827. — [111] N. S. 6 348. — [112] an Max Jacobi 16. 8. 1799. — [113] „Neue Unterhaltungen üb. versch. Gegenstände der Kunst." — [114] 4 131 u. 207.
„ 105: [115] 4 197. — [116] zu Eckermann 24. 9. 1827. — [117] 36 151. — [118] 4 197. — [119] ebenda.
„ 106: [120] zu Eckermann 18. 9. 1823. — [121] 26 222. — [122] W. A. 7 115.

7. Vortrag.

„ 108: [1] 4 313 f. — [2] 4 204. — [3] mit Riemer 26. 3. 1814. — [4] 4 97.
„ 109: [5] 4 208. — [6] s. Oesers Briefe über Ästhetik, 3. A., S. 79. — [7] 30 57. — [8] 26 123. — [9] 30 7. — [10] zu Eckermann 18. 4. 1827.
„ 110: [11] N. S. 4 99. — [12] zu Eckermann 26. 7. 1826. — [13] Faust II, Schluß. — [14] 26 149. — [15] W. A. 48 136.
„ 111: [16] 4 143. — [17] 4 141. — [18] zu Eckermann 18. 4. 1827. — [19] Pandora v. 655 ff. — [20] ebenda v. 589.
„ 112: [21] 2 65. — [22] 18 67. — [23] 22 39. — [24] 30 8. — [25] 30 9. — [26] 4 142. — [27] 6 225. — [28] 22 179. — [29] 30 5. — [30] W. A. 49 418.

Seite 113: **31** 6 223. – **32** an Zelter 30. 10. 1808. – **33** 21 46. – **34** 4 207. – **35** 27 18.

„ 114: **36** 15 286. – **37** 27 14. – **38** 21 103. – **39** 27 14. – **40** 4 54. – **41** 21 103.

„ 115: **42** 30 12. – **43** 31 294; vgl. 2 62: zu Eckermann 16. 2. 1826, 31. 1. 1827, 28. 3. 1827, 1. 4. 1827; 28 1 ff.; s. a. Chamberlain: Grundlagen des neunzehnten Jahrh. 1, S. 50 ff. – **44** 30 136. – **45** 23 6. – **46** so Goethe über Meyer.

„ 116: **47** 4 125. – **48** 31 24.

„ 117: **49** 4 205. – **50** „Kunst u. Altertum" sowie 28 13. – **51** 4 213, 19 145. – **52** an Meyer; vgl. Engel: G. der Mann u. s. Werk, S. 414 ff. sowie Chamberlain: Lebenswege meines Denkens, S. 182 ff.

„ 118: **53** Baukunst: 4 205, 22 19, 30 166. 145. 389; Theater: 14 26 u. a. a. O.; Malerei: 30, 31, 35; Bildhauerei: 30. – **54** S. 393 ff., 404 ff.f 409 ff., 499 ff., 545 ff., 507 ff. – **55** G. der Mann u. s. Werk, S. 448. – **56** 26 147. – **57** an Zelter 19. 10. 1829. – **58** 16 136. – **59** Pandora v. 35. – **60** zu Eckermann 12. 2. 1829. – **61** an Tomaschek 1. 9. 1818. – **62** 17 5. – **63** an Zelter 24. 8. 1823.

„ 119: **64** 1 351. – **65** an Kayser 23. 1. 1786. – **66** 28 9. – **67** ebenda. – **68** an Zelter 21. 6. 1827. (W. A. 42 376.) – **69** an Schöpke 1818.

„ 120: **70** 4 119. – **71** 22 13. – **72** 22 197. – **73** 23 137. – **74** 26 7. – **75** Knebel an Herder 7. 11. 1788.

„ 121: **76** 22 146. – **77** 22 10. – **78** N. S. 11 293. – **79** 15. 6. 1808. – **80** 2. 5. 1820.

8. Vortrag.

„ 123: **1** Theag. 5. – **2** de lib. educ. 4 5. 6. – **3** Frank: Gesch. d. prot. Theol. III (Leipzig 1875), S. 15 ff. – **4** 21 188 ff.

„ 124: **5** 4 14. – **6** 4 200. – **7** 26 103. – **8** Faust II 2. 1.

„ 125: **9** 20 75. – **10** 15 28. – **11** 4 30. – **12** 8 292.

„ 126: **13** 17 267. – **14** 20 75. – **15** Aug. 1780. – **16** 18 165 f.; vgl. W. A. 41 133. – **17** Elpenor I 4. – **18** Iphigenie I 3. – **19** ebenda V 3.

Seite 127: [20] 20 10. — [21] 19 268 f. — [22] 16 128. — [23] 19 191.
„ 128: [24] 19 189. — [25] Sprüche Salomos 22 15. — [26] Klagelieder Jeremiae 3 27. — [27] 36 265. — [28] 5. Mos. 22 5.
„ 129: [29] Tasso II 5. — [30] W. A. 18 307. — [31] Faust II 2. 1. — [32] 17 76. — [33] Epimenides II 10.
„ 130: [34] 4 349. — [35] Faust II 5. 5. — [36] 27 5.
„ 131: [37] 20 300. — [38] 17 269. — [39] 17 156. — [40] 20 178. — [41] 20 280. — [42] 20 242.
„ 132: [43] 20 160. — [44] s. Raumer: Gesch. d. Pädagogik I, 6. Aufl. 1899, S. 212 ff.; Frank: Gesch. d. protest. Theol. III, Leipzig 1875, S. 13 ff.; Czilchert: Religionsunterr. im Zeitalter der Aufklärung, Leipzig 1897, S. 48 ff. — [45] 16 34. — [46] 3. 6. 1808.
„ 133: [47] an Knebel 17. 9. 1799. — [48] 14. 3. 1803. — [49] 18 345 u. 4 122.
„ 134: [50] 4 177. 184. Hier mag eine Stelle aus Ottiliens Tagebuch Platz finden, die Goethes Standpunkt überaus klar erkennen läßt (19 196): „Ein Lehrer, der das Gefühl an einer einzigen guten Tat, an einem einzigen guten Gedicht erwecken kann, leistet mehr als einer, der uns ganze Reihen untergeordneter Naturbildungen der Gestalt und dem Namen nach überliefert; denn das ganze Resultat davon ist, was wir ohnedies wissen können, daß das Menschengebild am vorzüglichsten und einzigsten das Gleichnis der Gottheit an sich trägt". . . . . „Das eigentliche Studium der Menschheit ist der Mensch." — [51] 15. 9. 1804. — [52] 4 116. — [53] an Schubarth 8. 7. 1818. — [54] 2 306.
„ 135: [55] Faust I 6. — [56] 2 217. — [57] „Von der Freiheit eines Christenmenschen." — [58] 2 95.

9. Vortrag.

„ 136: [1] 4 92. — [2] 4 187. — [3] Faust I 5.
„ 137: [4] W. A. 41 2. 133. — [5] Jerem. 8 22, 46 11. — [6] St. Marci 5 25 ff.
„ 138: [7] a. d. J. 1825. — [8] an die Gräfin O'Donell 27. 7. 1813. — [9] an Herder 16. 10. 1792. — [10] an Meyer 8. 2. 1796. — [11] 17 39.

Seite 139: 12 4 180. – 13 4 365. – 14 Faust I 20. – 15 IV. – 16 Frank: Gesch. d. pr. Theol. III 20. – 17 Faust, Vorspiel.

„ 140: 18 4. 1. 1824. – 19 an Frau v. Stein 4. 12. 1777 u. an Schönborn 1775. – 20 1 263; vgl. Götz I. – 21 ebenda. – 22 4 180. – 23 Faust, Vorspiel. – 24 Nat. Tochter. – 25 4 19.

„ 141: 26 2 119. – 27 14 212 u. 18 165 ff. – 28 21 211. – 29 36 66. – 30 18 442. – 31 22 303. – 32 Nat. Tochter. – 33 an Schubarth 7. 11. 1821. – 34 8. Gesang.

„ 142: 35 Elpenor I 4. – 36 4 349. – 37 Egmont II. – 38 21 49.

„ 143: 39 36 27. – 40 an Zelter 28. 6. 1831. – 41 an Schiller 3. 4. 1801. – 42 4 195; vgl. 4 166. – 43 ebenda. – 44 Hermann u. Dor., 6. Ges. – 45 Faust II 4.

„ 144: 46 Rein. Fuchs, 8. Ges.; vgl. zu Eckermann 18. 1. 1827. – 47 4 377. – 48 4 154. – 49 9. 3. 1802. – 50 Faust II 2. – 51 4 103.

„ 145: 52 4 104. – 53 4 105. – 54 Götz I. – 55 Elpenor I 1. – 56 4 149. – 57 3 48.

„ 146: 58 36 173. – 59 4 40. – 60 4 62. – 61 4 103.

„ 147: 62 4 83. – 62a Egmont – IV. 63 Elpenor I 2. – 64 ebenda II 2. – 65 ebenda I 2. – 66 1 263.

„ 148: 67 4 195. – 68 36 155. – 69 I 4. – 70 36 166. – 71 25 33. – 72 28 14.

„ 149: 73 4 252. – 74 1 263. – 75 4 84. – 76 30 5. – 77 Pandora v. 218.

„ 150: 78 1 262. – 79 16. 1. 1818. – 80 36 173. – 81 4 117. – 82 an Jacobi 18. 8. 1792.

„ 151: 83 25. 1. 1813. – 84 4 27. – 85 2 120. – 86 zu Eckermann 27. 3. 1831. – 87 zu Eckermann 27. 3. 1831. – 88 4 41. – 89 29. 4. 1830.

„ 152: 90 4 295. – 91 27 63. – 92 Pandora v. 308.

„ 153: 93 1 263. – 94 zu Eckermann 14. 3. 1830. – 95 6 117. – 96 Elpenor II 1. – 97 15 163.

„ 154: 98 4 185. – 99 5 6, 16 117, 2 136 u. Frankf. gel. Anz. Besprech. des Götz. – 100 ebenda. – 101 ebenda. – 102 Epimenides Erwachen II 10. – 103 36 176.

„ 155: 104 36 160. – 105 5. 1. 1831; vgl. 1 239. 262, 2 152, 8 308; Epimenides I 10, II 4. 6. 7 und 27 315 f. – 106 27 292.

„ 156: 107 3 47. – 108 S. 143 ff.

10. Vortrag.

Seite 159: [1] N. S. 8 221. – [2] Phantast. Ges. Ersch. S. 103. – [3] zu Eckermann 18. 5. 1824. – [4] 22 184. – [5] 2 47. – [6] Faust I 1. – [7] Elpenor I 1. – [8] 1 243.

„ 160: [9] an Herzogin Luise 23. 12. 1786. – [10] 33 199. – [11] 2 60. – [12] 2 65. – [13] Die Natur 1782/83; Tief. Journal. – [14] ebenda. – [15] Faust I 1. – [16] zu Eckermann 11. 4. 1827. – [17] 4 110. – [18] 4 267. – [19] 15. 3. 1832. – [20] 1 351.

„ 161: [21] 4 243. – [22] 30 5. – [23] N. S. 8 75. – [24] 33 275.

„ 162: [25] 4 209. – [26] 25 148. – [27] 35 14. – [28] 25 36.

„ 163: [29] 2 156. – [30] 4 257. – [31] 33 276. – [32] Faust. – [33] N. S. 6 302, 32 9. – [34] 4 246 u. 272. – [35] Faust I 4. – [36] 2 208. – [37] „Goethe" (1895) S. 576.

„ 164: [38] 23 7. – [39] 24 23. – [40] 1796. – [41] 34 194 u. Brief an Boisserée 27. 5. 1817. – [42] 21 50. – [43] 20 149. – [44] 26 211.

„ 165: [45] 21 259. – [46] 26 25 f. (14. 7. 1794.) – [47] Kant, Krit. d. r. Vernunft (377). – [48] Faust II 2. 5. – [49] Aus der Spruchsammlung: „Wir Sieger".

„ 166: [50] Faust II 4. 1. – [51] N. S. 10 270; vgl. 4 109 u. 252. – [52] 7. 10. 1828. – [53] 4 248. – [54] 34 59; vgl. 4 267.

„ 167: [55] 27 307.

„ 168: [56] 32 4; vgl. Einleit. z. dies. Bande v. Goedeke S. XIII. – [57] 4 252. – [58] 4 253. – [59] 17. 5. 1829. – [60] an Zelter 18. 1. 1823. – [61] 4 264. – [62] 36 276. – [63] 34 195.

„ 169: [64] 34 195. – [65] an Zelter 18. 2. 1811. – [66] 4 261. 266. – [67] 4 126; vgl. Ch. 612 ff. – [68] zu Eckermann 20. 12. 1826. – [69] 33 209; vgl. 4 176.

„ 170: [70] zu Eckermann 20. 12. 1826. – [71] ebenda. – [72] ebenda; vgl. 4 134. – [73] 26 7. 9. – [74] 8. 7. 1791.

„ 171: [75] s. Engel S. 448. – [76] 14 233. – [77] an Reinhard 7. 10. 1810. – [78] Pandora v. 958. – [79] 4 250. – [80] 4 261.

„ 172: [81] 31 241 u. an Jacobi 15. 7. 1793. – [82] N. S. 11 222. – [83] N. S. 5 1. 141. u. 5 2. 17. – [84] 35 9. – [85] 36 176.

„ 173: [86] 4 165. – [87] N. S. 8 221 und an Jacobi 17. 9. 1796. – [88] 36 105.
